

Abenteurer Gottes

clv

Dave und Neta Jackson

John Paton

Der Untergang der Dayspring

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dave und Neta Jackson sind als Ehepaar ein Team, das zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben und mitgeschrieben hat. Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«. Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, zuhause.

1. Auflage 2003

Originaltitel: Sinking the Dayspring

© 2001 by Dave und Neta Jackson

© der deutschen Ausgabe 2003 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Mechthild Niemöller

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN: 3-89397-519-5

Vorwort

Die Südseeinseln, die heute als Vanuatu bekannt sind, wurden zu der Zeit, in der diese Geschichte spielt, noch Neue Hebriden genannt.

Obwohl tausende Kinder und Erwachsene aus Australien und Schottland »Besitzanteile« erwarben, um mit dem Verkaufserlös den Bau des Missionarschiffes Dayspring zu unterstützen, ist die Person des Kevin Gilmore frei erfunden.

Die Missionare John G. Paton, Kapitän Fraser und die Dayspring hat es dagegen wirklich gegeben. Die Berichte über ihre Erlebnisse sind wahr, bis auf einige wenige Details und die nachfolgenden Fakten.

Der Hurrikan, der die Dayspring zum ersten Mal zerstörte, war am 6. Januar 1873 – und nicht 1866, wie in der Geschichte, sondern einige Jahre später. Der zweite Sturm, der ihr schließlich zum Verhängnis wurde, war auch ohne menschliche Mithilfe stark genug, den Anker zu lösen, so dass das Schiff am Korallenriff zerschellte.

Paton nennt weder den Namen des Handelsschiffes, noch der Sklavenhändler, die die Dayspring übernommen hatten. Für diese Geschichte haben wir die Namen eines ähnlichen Falles aus dem Jahre 1884 verwendet, als die HMS Swinger der Hopeful den Weg abgeschnitten hatte und McNeil sowie der Bootsmann Williams, beide notorische Sklavenhändler in der Region, festgenommen wurden.



Inhalt

Schiffsanteile	9
Der Besitzer will sein Geld!	21
Keine andere Wahl	32
Die Drohung des Händlers	43
Die Feier mit den Kannibalen	55
Gewehre und Fässer	68
Raue See	78
»Regen« von unten	89
Wieder auf See	101
Der Wrackbewohner	113
Ein Sklave für die Händler	124
Hilfe vom Korallenriff	133
Die Dayspring II	144
Mehr über John G. Paton	152

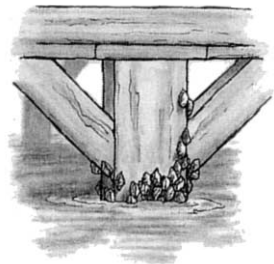
Schiffsanteile

Die paar Cent, die Kevin Gilmore dafür bekam, dass er Späne auf sammelte und sie dann in die Tonne am Ende des Fähranlegers warf, würden nicht für einen süßen Kuchen sein. Er musste das Geld nach Hause bringen, damit seine Mutter die Miete bezahlen konnte.

Er nahm den Hut vom Kopf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wenn er doch nur eine richtige Arbeit bekäme, so wie Feuerholz für den Rad-dampfer herbeiholen, das wäre etwas anderes. Aber dafür nahmen sie nur die älteren Jungen.

Zwei von ihnen stolzierten gerade auf ihn zu. »Hey, Gilmore, heb gefälligst diese Späne auf, bevor ich noch drüber falle.« Der größere Junge tat so, als ob stolperte und taumelte auf Kevin zu. Kevin versuchte noch, ihm auszuweichen, aber der Bursche rempelte ihn mit der Schulter an und schubste ihn vom Dock ins Wasser.

Kevin packte das Entsetzen, während er fiel. Er konnte nicht schwimmen! Und dann – PLATSCH – schlossen sich die Fluten über ihm zusammen und die Zeit schien stehenzubleiben. Tausende glitzernde silberne Luftblasen stiegen an die leuchtend grüne Oberfläche, während er in die Dunkelheit versank. Er würde sterben. Dessen war er sich sicher. Er



hatte sich immer davor gefürchtet zu ertrinken, und jetzt war es so weit.

Er ruderte mit seinen Armen, suchte im Wasser nach einem Halt, strampelte und versuchte, zurück an die Oberfläche zu kommen. Wie schwammen die Leute? Hätte er es doch nur gelernt! Dann, plötzlich, ohne zu wissen, wie er es geschafft hatte, hatte er den Kopf über Wasser, spritzte, spuckte Wasser und schrie um Hilfe. Er griff nach dem Dock, aber sein Kopf tauchte erneut unter, wobei das Salzwasser ihm in Mund und Lungen drang.

Wieder kam er an die Oberfläche, keuchte und schnappte nach Luft. Er würde ertrinken. Er wusste es. Er bekam keine Luft!

Seine Hand berührte etwas Scharfes, als er mit den Armen um sich fuhr. Es schmerzte, aber es gab Halt. Kevin drehte seinen Körper und griff danach. Es war das Balkengerüst des Docks, das von Muscheln bedeckt war. Er zog sich zu dem hölzernen Pfahl hin und presste sich so fest daran, dass die scharfen Muschelschalen in seine Hände schnitten und das Blut hervorquoll.

Von oben herab erscholl höhnisches Gelächter.

Kevin blickte hinauf in die Gesichter der Jungen, die ihn vom Dock gestoßen hatten. »Möchtest du ein Seil?«, fragte der eine.

Salzwasser hustend nickte er.

Einen Moment später baumelte ein dickes Tau neben ihm. Dann hörte er die Jungen über das Dock davonlaufen. Kevin ergriff das Seil und zog sich unter Schmerzen Stück für Stück daran hoch. Mit Mühe

und Not erreichte er das Dock und blieb wie ein Häuflein Seetang darauf liegen. Kaum hatte er sich von dem Schrecken erholt und seine Augen geöffnet, als er ein Paar grobe Stiefel vor seinem Gesicht sah. Er blickte hoch: Der Aufseher des Docks!

»Was machst du denn da? Ich hab' dich nicht fürs Schwimmen angestellt! Sieh dir das Dock an. Überall liegen noch Späne 'rum. Du bist gefeuert!«

»Aber, Sir, ich bin nicht schwimmen gegangen. Ich kann gar nicht schwimmen. Ich wurde ... es war ein Unfall.« So sehr er auch die Kerle hasste, die ihm das eingebrockt hatten, würde es nichts nützen sie anzuschwärzen. Sie würden es ihm sonst bei Gelegenheit heimzahlen.

»Wenn du so trottelig bist, hast du auf den Docks nichts zu suchen. Und jetzt mach, das du fortkommst!«

Kevin trottete am Pier entlang. Bei jedem Schritt spritzte das Wasser mit einem schmatzenden Geräusch aus seinen Schuhen und seine Kleider tropften wie ein löchriger Eimer. Schließlich kletterte er auf einige große Steine und blieb dort, den Kopf auf die Hände gestützt, sitzen.

Er wusste nicht, wie lange er schon dort in der warmen australischen Sonne gesessen und sich gewärmt hatte, als er in der Bucht von Sydney ein schnittiges neues Schiff erblickte, das langsam in den Hafen glitt. Es war eine etwa hundert Fuß lange, zweimastige Brigg mit einem schlanken, spitzen Bug. Kevin sah bewundernd zu, wie ihre weißen Segel in der leichten Brise flatterten, eingeholt und an der Segelstange aufgerollt und vertaut wurden.

Er hatte Angst vor dem Wasser, aber mit festem Boden unter den Füßen schaute er sich liebend gerne Schiffe an. Und dieses war ein besonders stolzes Schiff! Er kniff die Augen zusammen, um ihren Namen besser lesen zu können – Dayspring. Dayspring? Er und seine Mutter hatten einmal Anteile gekauft, damit ein Schiff mit diesem Namen gebaut werden konnte. Durch den Kauf der Anteile wurden sie dann Miteigentümer des Schiffes. Das hatten die Missionare ihnen jedenfalls versprochen.

Das war vor zwei Jahren gewesen, als der Missionar John G. Paton in ihrer Kirche zu Gast war, kurz nachdem er gefährlichen Kannibalen auf den Inseln der Südsee entkommen war. Aber er wollte dorthin zurückkehren und brauchte ein Schiff. Kevin hatte es fast vergessen. Der Missionar war gekommen, kurz nachdem sein Vater beim Holzfällen ums Leben gekommen war. Es war eine schwere Zeit für Kevin und seine Mutter gewesen, aber die besonderen Missionsgottesdienste hatten ihnen wieder Zuversicht gegeben.

»Was wir brauchen«, hatte der Missionar gesagt, »ist ein Missionsschiff, das von Insel zu Insel fahren kann, um den Missionaren Vorräte zu bringen, sie zu ermutigen ... und sie zu retten, falls es nötig ist.« Er hielt ein paar hübsche Scheine in die Höhe. »Hier in meiner Hand habe ich echte Anteile dieses neuen Schiffes, das Dayspring heißen wird. Ihr könnt diese Anteile heute erwerben und damit Teilhaber werden an dem großartigen Auftrag Gottes. Wer möchte der Erste sein? Das Stück zu nur sechs Cent.«

Viele der Kinder liefen nach vorne, um drei oder vier, ja sogar zehn Scheine zu kaufen. Doch Kevin hatte von

seiner Mutter genug Geld bekommen, um hundert Anteile zu kaufen. Er war erschrocken, weil sie doch so arm waren. Aber seine Mutter hatte ihm versichert: »Keine Sorge. Gott wird für uns sorgen.« Also brachte Kevin das Geld nach vorne und kam mit einem Stapel Anteile zurück, der so dick war wie ein kleines Buch. Mit einem schönen, geprägten Segelschiff und dem Aufdruck: Diese Urkunde macht Sie zum Teilhaber am Missionsschiff Dayspring, sahen die Anteile fast wie Geldscheine aus. Am unteren Rand las Kevin: Sie helfen damit, das Evangelium zu jenen zu bringen, die noch nie etwas davon gehört haben.

Bis zu diesem Tag hatte Kevin die Anteile fast vergessen. Wo hatte seine Mutter sie wohl aufbewahrt? Er musste sie unbedingt fragen, wenn er wieder zuhause wäre. Er stand auf, als der Anker des neuen Schiffes ins Wasser geworfen wurde. Sollte es wirklich die selbe Dayspring sein, von der er und seine Mutter Anteilsbesitzer waren?

Als das Beiboot der Dayspring eine Stunde später am Pier festmachen wollte, war Kevin bereits zur Stelle, nahm das Seil entgegen und band es fest. Aber die Hoffnung, dass dies »seine« Dayspring war, verblasste, als er die sechs Seeleute sah, die an den Rudern saßen. Sie beschwerten sich lautstark bei dem siebten Mann – offensichtlich der Kapitän –, der im hinteren Teil des Bootes saß.

»Wenn wir nicht bezahlt werden, dann werden wir nicht für eine weitere Fahrt auf diesem Schiff anheuern!«

»Erzählen sie uns nicht, was Sie für Probleme haben, Kapitän! Wir leben im Jahr 1865 – die Seegesetze verlangen, dass wir bezahlt werden!«

»Meinetwegen verkaufen Sie das Schiff, aber wir wollen unser Geld – und zwar jetzt gleich!«

Die Seeleute kletterten aus dem Boot und gingen am Pier entlang. Dabei blickten sie Kevin kaum an.

Der vierzehnjährige Junge machte sich auf den Weg nach Hause. Seine Mutter war erst vor kurzem schwer erkrankt – zu schwer nach seiner Meinung, um noch zu arbeiten. Aber sie hatte darauf bestanden, auch weiterhin die große Wäsche für wohlhabende Bürger Sydneys zu waschen. Er schüttelte den Kopf. Hätte seine Mutter nicht das viele Geld für die Anteile der Dayspring ausgegeben, dann hätten sie jetzt noch eine kleine Reserve und sie könnte sich ausruhen und wieder gesund werden. Aber nun war ihr Geld dahin und sie hatten nichts, außer ein paar bunter Zettel, die nichts wert waren.

Als Kevin die Tür aufstieß, sah er seine Mutter auf dem Bett liegen. Sie zitterte trotz der Januarhitze, denn in Australien war jetzt Sommer. »Du siehst nicht gut aus, Mama. Geht es dir wirklich so schlecht?«

»Es ... es geht schon wieder. Ich bin nur etwas benommen von der Arbeit über den heißen Waschzubern. Aber jetzt muss ich aufstehen und weitermachen. Wenn ich die Bettlaken dort nicht bis zum Morgen wieder ins Hotel gebracht habe, bin ich selbst schuld, wenn sie mich entlassen.« Sie versuchte sich aufzusetzen.

»Nein, nein«, sagte Kevin. »Du ruhst dich aus. Die Bettlaken mache ich fertig.«

Sie fiel aufs Bett zurück. »Aber du kannst die großen, schweren Dinger doch gar nicht tragen.«

Aber bevor sie ihn noch daran hindern konnte, war Kevin schon aus dem Haus gelaufen. Sie wohnten zur Miete in einem Zimmer im hinteren Teil von McPherson's Emporium. Neben der Veranda war ein kleines Rasenstück, auf dem Mrs. Gilmore ihre Waschzuber stehen hatte. Dort hatte sie auch eine Feuerstelle gebaut, wo das Wasser erhitzt wurde. Zum Trocknen wurde die saubere Wäsche auf Leinen gehängt, die zwischen der Veranda und dem Zaun im hinteren Teil des Gartens gespannt waren.

Kevin machte sich an die Arbeit. Er schürte das Feuer und rührte mit großen Holzpaddeln im Becken herum, bis die Wäsche sauber war. Aber als er die schweren, nassen Laken herausholen wollte, musste er sich eingestehen, dass seine Mutter fast Recht gehabt hatte. Die Bettlaken waren wirklich schwer, aber er schaffte es trotzdem, sie auszuwringen und zum Trocknen auf die Leinen zu hängen, ehe es dunkel wurde. Er ging zurück ins Haus und kochte eine Suppe, während seine Mutter schlief. Er fand noch ein paar Möhren, weiße Rüben und Zwiebeln, aber das war auch schon so gut wie alles, was sie an Essen im Haus hatten.

Er stellte die heiße Suppe ans Bett und half seiner Mutter auf. »Ist das alles, was wir noch zu essen haben?«

Mrs. Gilmore seufzte. »Nur was noch in der Kiste ist. Ich habe gehofft, dass ich morgen meinen Lohn bekommen würde und davon einkaufen könnte. Doch Mr. McPherson war heute Morgen hier und wollte



die Miete haben. Sie war längst fällig, so dass ich denke, wir müssen ihm zuerst das Geld geben.«

Kevins Blick verfinsterte sich. »Wir hätten diese Anteile niemals kaufen dürfen.«

»Anteile? Welche Anteile? Wovon sprichst du?«

»Du weißt schon, für das Schiff.«

Seine Mutter schüttelte den Kopf und nahm noch einen Löffel Suppe.

»Erinnerst du dich nicht? Die Missionare, die vor ein paar Jahren bei uns in der Kirche waren und uns An-

teile verkaufen wollten, um mit dem Geld ein Schiff für die Missionare bauen zu können.«

»Oh ja, John Paton!« Mrs. Gilmore lehnte sich zurück und ein Lächeln überzog ihr Gesicht, als ob sie das fertige Schiff vor sich sähe. »Wir haben hundert Stück gekauft, nicht wahr?«

»Genau. Wo sind sie, Mama?«

»Ich weiß nicht. Ich habe sie in die wasserfeste Tasche deines Vaters gelegt, aber ich habe keine Ahnung, wo die Tasche sein könnte.«

Am nächsten Morgen lieferte Kevin die Hotelwäsche aus und bezahlte Mr. McPherson. Auch am darauf folgenden Tag blieb er zuhause, um seiner Mutter zu helfen, aber es ging ihr scheinbar immer noch nicht besser. Sie brauchte Ruhe – und sie brauchte mehr zu essen. Es war einfach zum Verzweifeln!

Am dritten Tag bestand Kevins Mutter darauf, dass sie nun wieder kräftig genug wäre, die Wäsche selber zu waschen. »Geh' hinunter zu den Docks und schau, ob es Arbeit für dich gibt. Mir geht es schon wieder gut.« Aber Kevin schien es, dass sie immer noch sehr schlecht aussähe. Doch sie brauchten Geld – und zwar bald.

Bei den Docks entlang der Bucht von Sydney entdeckte ihn der Aufseher und brüllte: »Wo bist du gewesen? Siehst du nicht, dass der Fähranleger voller Späne ist? Du denkst wohl, dass ich mir den Buckel selbst krumm machen soll, um sie aufzusammeln! Ich hätte große Lust dich zu feuern, dafür dass du nicht zur Arbeit gekommen bist.«

»Äh, Ihr habt mich bereits gefeuert, Sir.«

»Was?«

»Ich sagte, dass Ihr mich bereits gefeuert habt – vor zwei Tagen, als ich ... äh, als ich ins Wasser gefallen war.«

»Warum hätte ich das tun sollen? Los, an die Arbeit, und beeil dich. Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

Kevin machte sich so schnell er konnte an die Arbeit, wobei er den Aufseher aus den Augenwinkeln ständig beobachtete. Diesem Mann traute er alles zu ... Als Kevin sich aufrichtete um zu verschnauften, sah er, wie der Aufseher einigen Arbeitern Anweisungen gab, wo sie einige Fässer hinstellen sollten. Wenn er gut gelaunt wäre, könnte Kevin es vielleicht wagen, ihn nach dem Lohn für den Tag zu fragen, an dem er »gefeuert« worden war. Andererseits: noch einmal davon anzufangen könnte ihn wieder seine Arbeit kosten.

Kevin ging wieder daran, die Holzspäne und Rindenstücke aufzusammeln.

Kurz nach Mittag bemerkte er den Kapitän des neuen Schiffes. Während er an den Docks entlang ging, redete er mit einem Mann, der einen kurzen, sorgfältig geschnittenen Bart trug. Dieser Mann kam Kevin irgendwie bekannt vor ... Plötzlich fiel es ihm wieder ein: Es war der Missionar, der ihnen die Schiffsanteile verkauft hatte! Kevin sah zu dem Schiff in der Bucht hinüber. Dayspring ... es war tatsächlich das Missionsschiff, zu dessen Bau er und seine Mutter ihr Geld beigesteuert hatten. Es war also sein Schiff da draußen!

Kevin ließ die Späne fallen, die er soeben aufgesammelt hatte, kletterte flink das Pier hinauf und lief auf die beiden Männer zu. Er rieb sich die Hände. Er würde ihnen sagen, dass er ihnen geholfen hatte, ihr Schiff zu bauen. Die Missionare hatten schließlich gesagt, dass sie mit dem Erwerb der Anteile auch Mit-eigentümer des Schiffes werden würden. Er lief so schnell er konnte, um sie zu erreichen.

»He, wo läufst du denn hin?«

Kevin sah sich um und erblickte den Aufseher, der die Hände in die Hüften gestemmt hatte.

»Du kommst besser sofort zurück, oder du setzt deinen ganzen Lohn aufs Spiel.«

Kevin sah zu den sich entfernenden Männern hinüber, dann zurück zu dem Aufseher. Er dachte an seine Mutter und wischte sich mit dem Arm über die Stirn. Er brauchte das Geld. Widerwillig drehte er sich um und ging an seine Arbeit zurück. Aber den ganzen Rest des Nachmittags blickte er immer wieder zur Dayspring hinaus und dachte an seine Anteile an dem Schiff.

Schiffseigner waren reiche Männer. Wie konnten dann Anteilseigner an einem so wunderschönen Schiff kurz vor dem Verhungern sein, so wie seine Mutter und er? Das machte doch keinen Sinn. Vielleicht hätten sie ihr Geld besser behalten sollen. Seine Mutter hatte gesagt, dass Gott schon für sie sorgen würde, aber den Eindruck hatte Kevin ganz und gar nicht.

Langsam keimte in ihm eine Idee. Vielleicht gab es doch eine Lösung. Vielleicht könnten die Anteile ihm

und seiner Mutter doch helfen, jetzt, wo sie in solcher Not steckten. Er arbeitete schneller. Er wollte mit der Arbeit fertig werden und seine Idee in die Tat umsetzen, bevor die Dayspring davonselte, bevor es zu spät war.

Der Besitzer will sein Geld!

Als Kevin am späten Nachmittag nach Hause kam, sah er erleichtert, dass die Wäsche schon auf der Leine hing. Aber im Haus fand er seine Mutter völlig entkräftet auf dem Bett. Sie war einfach niedergesunken und hatte nicht einmal mehr die Kraft gehabt, ihre Füße auf das Polster zu legen, so dass sie es etwas bequemer gehabt hätte. Ihr Mund war geöffnet und das Atmen fiel ihr schwer. Kevin wollte sie auf keinen Fall wecken. Er schlich leise durch das Zimmer auf der Suche nach den Schiffsanteilen. Er war sicher, dass mit ihnen alle ihre Probleme gelöst wären ... wenigstens für eine Zeit.

Er schaute in Kästen und Taschen – nichts. Da bemerkte er die große Familienbibel, die auf dem Regal lag. Natürlich! Sie hatten die Anteile im Gottesdienst gekauft, also hatte seine Mutter sie wahrscheinlich in das alte Buch gelegt. Er holte die Bibel herunter, setzte sich auf den Stuhl am Fenster und schlug sie auf.

Schnell blätterte er die Seiten um. Er würde sie finden! Schließlich waren es doch hundert Stück gewesen. Aber auch da waren sie nicht. Stattdessen stieß er auf die Seiten mit der Familiengeschichte. Er wusste wenig über seine Familie, nur dass seine Eltern als Sträflinge nach Australien gebracht worden waren – wie die meisten Australier. Jetzt las er sorgfältig, was seine Mutter aufgeschrieben hatte.



*Isaac Gilmore, geboren 1829 in Glasgow, Schottland. Machte eine Lehre zum Weber, bis er überführt wurde, ein Gänsepaar gestohlen zu haben. Er wurde zu fünfzehn Jahren in New South Wales verurteilt und 1849 an Bord der *Havering* nach Australien gebracht.*

*Mary Healy, geboren 1830 in Gloucestershire, England. Während ihrer Dienstzeit als Zimmermädchen des Diebstahls eines Schals und anderer Kleidungsstücke überführt. Verurteilt zu sieben Jahren nach Van Diemens Land (Tasmanien) und 1848 an Bord der *Kinnear* dorthin gebracht. Noch vor Ablauf eines Jahres weiter transportiert nach New South Wales.*

*Isaac Gilmore und Mary Healy trafen sich in Sydney, Australien, und wurden am 13. November in der *Chalmers Presbyterian Church* getraut.*

Kevin Gilmore, geboren am 3. Februar 1851.

Wow! Kevin hatte zum ersten Mal von all diesen Einzelheiten gehört. Er wusste, dass seine Eltern Sträflinge gewesen waren, aber der Gedanke, dass sein Vater nur ein Gänsepaar und seine Mutter einen Schal und ein paar Kleidungsstücke gestohlen hatten, und dafür so hart bestraft worden waren, machte ihn betroffen. Kevin wollte weder in England, noch in Schottland leben. Ob seine Großeltern wohl noch am Leben waren? Hatte er Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen? Er hätte es zu gern gewusst!

Er schloss die Bibel und legte sie zurück. Jetzt, da sein Vater tot und seine Mutter krank war, konnte er jedenfalls nicht auf die Hilfe seiner Verwandten zählen. Es gab nur eine Hoffnung: Die Schiffsanteile. Irgendwo mussten sie doch sein!

Unter dem Bett seiner Mutter fand er eine Kiste. Leise zog er sie hervor, um seine Mutter nicht zu wecken. In der Kiste fand er zwei Flickendecken und ein paar Stoffreste, wohl für eine weitere Decke, aber kein Päckchen mit Anteilen. Als er die Kiste unter das alte Eisengestell des Bettes schob, bemerkte Kevin ganz hinten an der Wand eine kleine Reisetasche. Er kroch unter das Bett und holte sie hervor.

Darin war eine flache wasserdichte Briefftasche mit einem langen Lederriemen. Sein Vater hatte den Riemen immer um den Hals getragen und die Briefftasche auf seiner Brust verwahrt. Aufgeregt öffnete Kevin die Tasche: Da waren sie – die Anteile an der Dayspring! Er nahm sie mit zu dem Stuhl am Fenster und zählte sie. Einhundert Stück, jedes mit einem eingravierten Schiff darauf, das aussah wie jenes in der Bucht. Darunter die Worte: *Diese Urkunde macht Sie zu einem Miteigentümer des Missionsschiffs Dayspring.*

Er hielt die Anteile fest in der Hand und wedelte damit vor seinem Gesicht. »Wir sind nicht am Ende«, flüsterte er wild entschlossen. »Wer so ein schönes Schiff besitzt, kann nicht arm sein!«

Kevin legte die Anteile zurück in die Briefftasche und hängte sie sich um den Hals. Seine Mutter würde vielleicht nicht mit seinem Plan einverstanden sein, aber er musste doch etwas unternehmen. Er stopfte die Briefftasche unter sein Hemd und schubste die alte Reisetasche wieder unter das Bett. Heute Abend würde er seiner Mutter mehr Suppe kochen. Morgen aber, da würde er sich um die geschäftlichen Dinge kümmern!

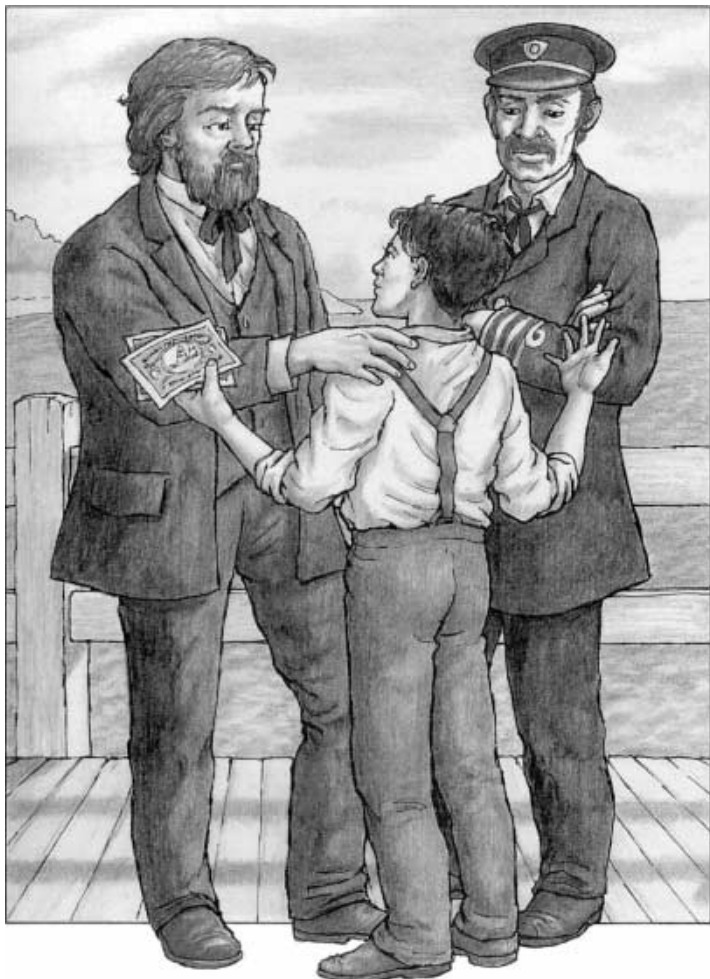
Kevin eilte schon früh zu den Docks. Vorsichtig versteckte er sich hinter dem Lagerhaus, schlich zwischen einem Stapel Fässer hindurch, vorbei an einem Fischerboot im Trockendock, immer auf der Hut vor dem Aufseher. Er wollte nicht am Spänesammeln sein, wenn seine Gelegenheit kam.

Das Warten hatte sich gelohnt. Endlich kamen der Kapitän der Dayspring und der Missionar.

»Entschuldigung, Sirs.« Kevin kam hervor und ging neben ihnen her. Er zog seine Brieftasche hervor, öffnete sie und holte den Stapel mit den Anteilen heraus. »Dekan Paton, ich bin einer der Eigentümer Eures Schiffes da draußen.«

Der Kapitän runzelte die Stirn. Der Missionar streckte jedoch die Hand aus und nahm freundlich erstaunt die Anteile entgegen. Er ließ sie wie einen Satz Spielkarten durch seine Finger gleiten. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er sie zurück gab. »Du bist wirklich ein Eigentümer, junger Mann, und ein stolzer noch dazu, da bin ich sicher! Gott wird dich dafür segnen. Und wie du siehst« – er zeigte auf das Schiff – »haben wir unser Versprechen gehalten und ein feines Schiff gebaut, damit die Frohe Botschaft, das Evangelium, auf den Inseln der Südsee verbreitet werden kann.«

»Es ist wirklich ein feines Schiff«, sagte Kevin, »und ich bin froh, dass wir Euch geholfen haben, es zu bauen. Aber, Sir, mein Vater ist gestorben und meine Mutter ist schrecklich krank. Wir müssen uns jetzt unsere Anteile ausbezahlen lassen, damit wir etwas



zu essen kaufen können.« Er hielt dem Missionar die Anteile hin.

John Paton trat einen Schritt zurück und hob die Hand. »Es tut mir leid, mein Sohn. Es gibt keine Mög-

lichkeit, die Anteile zurückzukaufen. Du bist tatsächlich ein Miteigentümer, aber diese Anteile sind nicht rückzahlbar.« Sie waren zu der Stelle gekommen, wo das Beiboot der Dayspring festgemacht war. Paton zog die Schultern hoch und hielt beide Hände hoch. »Tatsache ist: wir haben keinen Penny. Wir könnten dich nicht ausbezahlen, selbst wenn wir es wollten.«

»Das stimmt«, warf der Kapitän ein. »Sag, bist du nicht der Junge, der uns gestern geholfen hat, das Boot festzumachen?«

»Ja, Sir.« Kevin hatte gedacht, dass sie ihn nicht einmal bemerkt hatten.

»Nun, dann hast du ja auch gesehen, wie aufgebracht meine Mannschaft war. Sie haben ihren Lohn immer noch nicht erhalten. Wir haben kein Geld mehr. Tatsache ist, dass sie uns wohl vor Gericht ziehen werden und wir die Dayspring verkaufen müssen.«

John Paton hob den Finger. »Nun haltet aber inne, Kapitän Fraser. Ich weiß wie aufgebracht diese Männer waren, aber das würden sie doch nicht tun, nicht wahr? Ich dachte, dass wir gute christliche Männer für das Schiff angeheuert hätten. Wir müssen vorsichtig sein, wen wir einstellen. Sie sind, was auch geschieht, Zeugen Jesu Christi.«

Der Kapitän verschränkte die Arme vor der Brust und fuhr fort, als ob Kevin gar nicht da wäre. »Ich bin überzeugt, dass sie gute Christen sind, was ihr moralisches Verhalten angeht. Ich hatte in dieser Hinsicht nie auch nur die kleinsten Schwierigkeiten. Aber Ihr könnt doch nicht erwarten, dass die Männer monatelang arbeiten und um die halbe Welt segeln – ohne Lohn!«

»Ich weiß, Kapitän, aber wenn wir kein Geld haben, dann haben wir keins. Wo nichts ist, ist nichts!«

»Aber das ist es ja gerade«, meinte der Kapitän. »Die Männer sehen hinaus und haben ein nagelneues Schiff vor Augen – und sie wissen sehr wohl, was es wert ist. Vielleicht könntet Ihr es ja für ein Jahr oder so an einen Händler vermieten. Dann hättet Ihr genug Geld, um Eure Schulden zu begleichen, und es bliebe wohl auch noch etwas zum Arbeiten übrig.«

»Ja«, rief Kevin dazwischen. »Dann könntet Ihr meine Anteile zurückkaufen.«

John Paton wandte sich um und sah Kevin an. Dann schüttelte er den Kopf und legte seine Hände auf die Schultern des Jungen. »Es tut mir leid, aber das wird nicht möglich sein, Junge. Weißt du, dieses Schiff ist der Missionsarbeit gewidmet. Und davon abgesehen«, wandte er sich wieder an den Kapitän, »diese Händler wären die Letzten, denen ich die Dayspring anvertrauen würde. Sie sind ein Instrument des Teufels, mit dem er das Leben der Inselbewohner zerstört. Sie werden betrogen. Man bringt ihnen Rum und Gewehre. Und sie sind gegen jede Art von Missionsarbeit, weil wir diese Menschen beschützen. Oder wusstet Ihr nicht« – John Paton war so aufgeregt, dass er die Stimme erhob und mit den Armen in der Luft herumfuhr – »als ich auf der Insel Tanna war, schickte einer dieser Kaufleute drei Matrosen mit Masern ins Dorf, damit sie die Eingeborenen anstecken sollten. Natürlich war das ihr Tod, weil die Eingeborenen keine Antikörper gegen diese Krankheit haben. Dieser Kaufmann hat das nur aus dem einen Grund getan ...«

»Ist ja gut, ist ja gut.« Der Kapitän hob abwehrend die Hände. »Wir werden das Schiff an keinen Händler vermieten. Aber wir müssen die Mannschaft bezahlen.«

»Natürlich.« John Paton fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und seufzte. »Darum habe ich Euch ja hierher gebeten. Ich möchte mit dem Schiff an der Küste entlang fahren und einige der Gemeinden besuchen, bei denen ich früher schon mal war. Wenn sie sehen, was wir mit ihrem Geld gemacht haben, sind sie vielleicht bereit, uns nochmal zu unterstützen.« Dann zeigte er auf die Anteile in Kevins Hand. »Wir könnten noch mehr Anteile verkaufen. Ich bin sicher, dass Gott uns segnen wird. Meint Ihr, dass Ihr die Mannschaft dazu bringen könntet, noch einen Monat oder so zu uns zurückzukommen? Es wird nicht länger dauern.«

Der Kapitän schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Vielleicht könnte ich ein paar Männer überreden, mit uns zu kommen, aber die anderen haben Familien daheim. Sie können nicht ohne Bezahlung arbeiten.«

»Aber wenn sie uns helfen, mehr Geld zusammenzubekommen, könnten wir sie bezahlen. Außerdem sollten ein paar Kerle schon bereit sein, mit uns zu kommen. Wir werden ja nicht weit segeln. Ich werde auch mithelfen, und hier, hier ...« Er zeigte auf Kevin. »Dieser Junge sucht eine Arbeit. Heuert ihn an. Ihr habt selbst gesagt, dass das Schiff außerordentlich leicht zu segeln ist.«

Der Kapitän blickte Kevin an. »Du suchst eine Arbeit, Junge? Du siehst wie ein kräftiger Kerl aus. Schonmal auf See gewesen?«

Kevins Kinn klappte nach unten. »Nein. Nein, Sir. Nein ... Ich könnte wahrscheinlich nicht zur See fahren. Muss mich um meine Mutter kümmern, und ... und außerdem ...« Er brachte es nicht fertig, seine Angst vor dem Wasser zuzugeben. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er blickte umher und sah den Aufseher des Docks mit grimmiger Miene in seine Richtung kommen. »Auf einem Schiff zu leben ist einfach nichts für mich«, murmelte er. »Dieses Dock ist nahe genug am Meer, näher möchte ich gar nicht dran sein. Außerdem braucht mich meine Mutter. Und jetzt, denke ich, ist es ist das Beste, wenn ich mich an meine Arbeit mache.« Er wandte sich um. Enttäuscht ließ er Kopf und Schultern hängen. Sein Plan hatte versagt. Schlimmer noch: Irgendwie fühlte er, dass er versagt hatte.

Als Kevin spät am Nachmittag mit dem Aufsammeln der Späne fertig war und seine paar Cents vom Aufseher erhalten hatte, machte er sich mit hängendem Kopf und langsamen Schritten auf den Weg nach Hause. Von Zeit zu Zeit kickte er einen Kieselstein mit dem Fuß auf die Seite. Es hatte alles keinen Sinn mehr. Nichts schien ihm zu gelingen. Er hatte gehofft, dass er mit dem Geld aus den Dayspring-Anteilen genug hätte, um seiner Mutter Essen zu kaufen, damit sie sich erholen und ausruhen konnte. Nun kam er mit so wenig Geld nach Hause, dass es kaum ausreichte, um ihre Tagesration an Brot zu kaufen.

Er musste unbedingt eine bessere Arbeit finden. Er konnte es nicht länger zulassen, dass seine Mutter so

schwer für seinen Unterhalt arbeiten musste. Schließlich war er fast vierzehn Jahre alt, alt genug, um sie zu unterstützen. Während er ging, dachte er an die Möglichkeiten, die er hatte. Die großen Jungen hatten die guten Arbeitsplätze auf dem Dock. Er könnte versuchen, eine Anstellung als Bote für einen Laden zu bekommen, aber diese Arbeiten waren schwer zu bekommen. Er könnte auch einfach die Arbeit seiner Mutter übernehmen – vielleicht gar keine schlechte Idee. Denn wenn das Hotel herausbekommen sollte, dass sie die Wäsche nicht mehr machen konnte, würden sie wahrscheinlich eine andere Frau einstellen.

Auf keinen Fall wollte er auf irgendeiner Schafzucht-farm arbeiten. Manche Männer, die dort draußen in der Wildnis gewesen waren, hatten manchmal Jahre dort gearbeitet, ohne auch nur einmal in einer Stadt gewesen zu sein. Und später hatten sie keine andere Arbeit mehr bekommen, weil sie sich nur mit Schafen auskannten, so dass sie wieder dorthin zurückgehen mussten, sobald sie alles Geld ausgegeben hatten. Nein, Schafe hüten war nichts für ihn.

Es war schon dunkel, als er zuhause ankam, aber in ihrer Wohnung brannte kein Licht. Wahrscheinlich war seine Mutter so müde gewesen, dass sie wieder eingeschlafen war, bevor sie noch etwas zu essen für ihn gemacht hatte. Leise trat er ein und zündete eine Kerze an.

Dort war sie. Wie am Abend zuvor lag sie auf dem Bett. Er hatte gehofft, ihr gute Neuigkeiten zu bringen, aber alles was er hatte waren die Briefftasche voller Anteile und die paar Münzen, die er fürs Späneaufsammeln bekommen hatte.

Kevin trat näher an seine Mutter heran. Es sah so aus, als ob sie den ganzen Tag dort gelegen hätte. Er trug die Kerze nach draußen. Die Wäsche war fort, aber die Wannen und der Boden waren trocken. Sie hatte nichts gewaschen! Er entschied, dass es besser wäre, sie aufzuwecken.

»Mama.« Er schüttelte vorsichtig ihre Schulter, dann strich er eine Haarsträhne aus ihrer Stirn. »Mama? Mama, wach auf.«

Mrs. Gilmore drehte sich auf die Seite und stöhnte.

»Mama, wach auf. Ich muss dich etwas fragen.«

Endlich schlug sie die Augen auf, aber ihr Blick war ganz glasig und sie hatte Mühe, ihn zu erkennen.

»Hallo, Kevie.«

»Mama, was ist mit der Wäsche geschehen? Hast du heute nichts gewaschen?«

»Ging nicht. Zu schwach.«

»Was ist mit den Laken, die du gestern gewaschen hast? Hast du sie zum Hotel 'rüber gebracht?«

Sie schüttelte den Kopf, dann fielen ihre Augen wieder zu.

»Mama. Mama!« Aber sie konnte ihn nicht mehr hören.

Keine andere Wahl

Die ganze Nacht über hielt Kevin neben seiner Mutter Wache, kühlte ihre glühend heiße Stirn mit einem feuchten Tuch. Er wusste, dass sie Schlaf brauchte, aber er bekam es mit der Angst zu tun, als sie scheinbar aufhörte zu atmen, so dass er sanft ihre Schulter schüttelte und flüsterte: »Mama, Mama, verlass mich nicht. Mama, bist du noch da?«

Sie stöhnte und holte tief Luft. Sie bewegte sich sogar etwas, so dass Kevin erleichtert seufzte.

Am nächsten Morgen schien es ihr noch nicht besser zu gehen. Kevin entschloss sich, zu Mrs. Hunters Haus zu laufen. Sie leitete die Frauen-Hilfsgemeinschaft in ihrer Kirchengemeinde und war eine gute Freundin seiner Mutter. »Meine Mutter ist schwer krank«, keuchte er. »Könntet Ihr vielleicht kommen und nach ihr sehen?«

Als Mrs. Hunter seine Mutter sah, weiteten sich ihre Augen vor Schreck. »Lauf schnell und hol den Doktor, Kevin! Sie braucht einen Arzt.«

»Aber wir haben kein Geld, um den Doktor zu bezahlen.«

»Jetzt ist nicht der Augenblick, um über Geld zu reden. Hol du nur so schnell du kannst den Doktor.«

Als Kevin mit dem Arzt zurückkam, untersuchte dieser sie schweigend. Dann richtete er sich auf. »Wie lange geht es ihr schon so schlecht?«



»Ich weiß nicht.« Kevin biss sich auf die Lippe. »Sie ist schon länger krank, aber ... bis gestern konnte sie immer noch die Wäsche machen, obwohl ich ihr dabei helfen musste.«

»Sie hätte unter diesen Umständen auf keinen Fall arbeiten dürfen!« Der Doktor holte eine kleine Flasche hervor und füllte einen Löffel mit zäher, dunkler Flüssigkeit. Dann hob er Mrs. Gilmores Kopf ein wenig an, schob ihr den Löffel in den Mund und ließ sie die Medizin schlucken.

Dann gab er Mrs. Hunter die Flasche und sagte: »Sorgen Sie dafür, dass sie alle zwei bis drei Stunden einen Löffel davon bekommt. Ich werde heute Abend wieder nach ihr sehen.«

An den nächsten beiden Tagen pflegte Mrs. Hunter Kevins Mutter. Am späten Mittwochabend jedoch schien die Atmung der Kranken auszusetzen.

»Wird sie ...?« Kevin versagte die Stimme.

Mrs. Hunter legte ihren Arm um den Jungen. Dann atmete seine Mutter noch einmal tief ein ... und starb.

Als Mrs. Hunter das dünne Laken über den Kopf der Frau zog, konnte Kevin die Tränen nicht mehr zurückhalten. Sein Schluchzen wurde immer heftiger und heftiger. Er hatte das Gefühl, dass es niemals enden würde. Der Tod seines Vaters hatte ihn schon schwer genug getroffen, aber damals hatten er und seine Mutter sich wenigstens gegenseitig gehabt. Aber nun auch noch die Mutter zu verlieren ...

Irgendwann schien es, dass er sich ausgeweint hatte, aber sein Atem ging immer noch abgehackt und stoßweise. Erst da bemerkte er Mrs. Hunter, die seine

Schulter klopfte und sagte: »Es ist gut. Es ist gut, Kevin. Sie ist jetzt bei Jesus.«

Plötzlich schämte sich Kevin. Er hatte gar nicht an das Wohlergehen seiner Mutter gedacht, sondern nur an sein eigenes. Was sollte er jetzt tun? Wie würde es weitergehen? Was würde aus ihm werden? Wo sollte er wohnen?

»Nun komm erst mal mit zu mir nach Hause. Du musst etwas essen. Ich werde jemanden schicken, der sich um deine Mutter kümmert.«

Zwei Tage später wurde Kevins Mutter neben dem Grab des Vaters auf dem alten Friedhof der Kirche beerdigt. Kevin musste wieder weinen, nur diesmal nicht so heftig. Als sie zum Haus der Hunters zurückkehrten, standen drei Holzkisten mit Sachen drin auf der Veranda.

Mrs. Hunter beugte sich hinab und holte ein paar Gegenstände hervor. »Sieht so aus, als wenn der alte Mr. McPherson deine Sachen hergeschickt hätte. Das war schlau von ihm.«

»Warum?« Aber Kevin konnte es sich bereits denken. Der alte Mr. McPherson würde niemanden in seiner Wohnung lassen, der nicht zahlen könnte. »Er hat mir nicht mal eine Chance gegeben«, klagte er. »Wie werde ich je einen anderen Platz zum Leben finden?« Diese Frage wirbelte in seinem Kopf herum wie ein Hund, der versucht in seinen Schwanz zu beißen.

»Lass nur«, tröstete Mrs. Hunter und wollte den Arm um ihn legen. Aber Kevin wandte sich ab. Sie verschränkte die Arme. »Mach dir keine Sorgen. Du bist

hier gut aufgehoben, bis ich mit meinem Bruder geklärt habe, dass er dich mitnimmt.«

»Bruder? Wer ist Euer Bruder? Was meint Ihr damit?«

»Mein Bruder Philip. Ich denke, du kannst ihn Onkel Philip nennen, wenn du magst.«

Kevin presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. Er wollte zu keinem völlig fremden Mann ›Onkel‹ sagen.

»Er besitzt eine riesige Schafzucht«, fuhr Mrs. Hunter fort. »Er kann immer Hilfe gebrauchen. Und ich bin sicher, dass er dich gerne aufnehmen wird.«

»Schafe hüten?«

Das war in Kevins Augen ein noch schlimmeres Urteil als die Todesstrafe. Wer einmal da draußen war, lief Gefahr, nicht mehr lebend zurückzukommen. Wenn man Glück hatte und nicht verdurstete, wurde man von einer Giftschlange gebissen, oder man fiel in einen Tümpel, wo einen die Krokodile fraßen. Auf eine Schaffarm geschickt zu werden schien dem Schicksal seiner Eltern ähnlich, als man sie nach Australien ›transportiert‹ hatte. Das durfte er nicht zulassen!

Er kniete sich nieder und durchwühlte die Kisten bis er seine Jacke, seinen Hut, ein weiteres Hemd und den Stapel Anteile der Dayspring gefunden hatte.

»Was ist das?«, wollte Mrs. Hunter wissen.

»Eine alte Brieftasche, in der mein Vater immer wichtige Unterlagen aufbewahrt hat.« Kevin hing sie um seinen Hals, klemmte das Bündel mit seinen Sachen unter den Arm und sagte: »Danke für alles, Mrs. Hunter. Ihr wart sehr freundlich zu mir, aber ich

werde auf keine Schaffarm gehen.« Dann wandte er sich um und stieg die Stufen der Veranda hinab.

»Warte! Wohin gehst du? Kevie ... Kevin, komm zurück!«

Aber da war er auch schon aus dem Tor heraus und ging mit schnellen Schritten die Straße hinab. Er würde rennen, wenn sie versuchen würde, ihm zu folgen. Sie blieb jedoch am Tor stehen, beugte sich vor, winkte ihn mit der Hand zurück und rief: »Kevin Gilmore, du kommst augenblicklich zurück! Was glaubst du eigentlich, was du da machst?«

Nachdem Kevin einige Nächte auf dem Heuboden eines Mietstalles verbracht hatte, kamen ihm Zweifel, ob es vielleicht doch nicht richtig war, von Mrs. Hunter wegzulaufen. Vielleicht hätte er mit ihr reden und ihr erklären sollen, wie sehr er die Idee mit der Schaffarm verabscheute. Vielleicht hätte sie ihm sogar zugehört und ihm gestattet, bei ihr zu bleiben.

Er hielt Ausschau nach einer geregelten Arbeit, die ihm genug einbrachte, um sich irgendwo ein Zimmer zu mieten, aber der einzige Arbeitgeber, den er kannte, war der Aufseher des Docks. Kevin war froh, wenn er bei ihm ein paar Stunden lang Späne auf sammeln durfte. Er verdiente jedoch kaum genug Geld, um sich ausreichend Essen zu kaufen.

»Wenn ich dir eine bessere Arbeit geben soll«, knurrte der Alte, »musst du mir erst mal beweisen, dass du es wert bist. Und das schaffst du sicher nicht, indem du abhaust, wenn ich dir Anweisungen erteile. Verstanden?«

Kevin hatte verstanden. Aber es gab noch ein Problem: auf den Straßen von Sydney zu überleben.

Er hatte gehört – jedoch wusste er nicht, ob es auch stimmte –, dass die Regierungsbeamten von Sydney keine heimatlosen Waisen duldeten, die sich in den Straßen der Stadt herumtrieben. Jedes Kind, das keine Familie oder kein Zuhause hatte, wurde schleunigst auf eine Schaffarm geschickt, wie Mrs. Hunter es auch für ihn beschlossen hatte. Wahrscheinlich gab es so etwas wie ein Abkommen, tausende Briten, die man zum so genannten ›Gesindel‹ zählte, nach Australien zu schicken. Hier wurden dringend Arbeiter auf den Farmen gebraucht, warum also erst warten, bis jemand von diesen Heimatlosen ein Verbrechen beginge? Nur schnell fort mit ihnen: dorthin, wo sie gebraucht wurden.

Wahrheit oder nicht, die Furcht ließ Kevin auf der Hut sein. Er machte einen großen Bogen um jeden Polizisten, der bemerken könnte, dass er kein richtiges Zuhause hatte. Das gab ihm das Gefühl, ein Verbrecher zu sein, obwohl er doch nichts Verbotenes getan hatte.

Eines Abends, nach einem harten Arbeitstag, ging Kevin direkt zum Stall. Er war so müde, dass er schnell durch die Hintertür hineinschlüpfte, auf den Heuboden kletterte und einschlieft, ohne seinen Kanten Brot gegessen zu haben.

Am nächsten Morgen wurde Kevin von der lauten Stimme des Besitzers geweckt. »He, was macht denn das Brot hier? Ist da oben etwa jemand?«

Kevin bemerkte erschrocken, dass er wohl in der

Nacht das Brot hinuntergestoßen hatte, so dass es auf den Scheunenboden gefallen war.

Er hörte, wie der Mann unten eilig hin und her huschte. »Wenn du da oben ein Landstreicher bist, werde ich dich mit dieser Mistgabel an die Wand speißen!«

Die Leiter zum Heuboden knarzte, als der Mann hinaufstieg. Kevin stolperte durch das tiefe Heu auf die andere Seite der Scheune. Er musste fliehen – aber wie? Vielleicht konnte er sich ins Heu eingraben und verstecken ... Aber dazu war es schon zu spät: Der Mann war bereits oben angelangt und hatte ihn im Halbdunkel entdeckt.

Da erblickte Kevin ein Seil, das vom Dach herabbauelte und dessen Ende an einem Pfeiler der Scheune festgemacht war. Schnell griff er danach und versuchte, den Knoten zu lösen. Der Mann, der mit der Mistgabel in der Hand mit großen Schritten auf ihn zu kam, sah was Kevin vorhatte. Er hob die Hand mit der Gabel in die Höhe, als wollte er sie wie einen Speer auf den Jungen schleudern.

Im letzten Augenblick gelang es Kevin jedoch, den Knoten zu lösen. Er schwang sich mit dem Seil vom Heuboden weg und ließ sich geschwind am Seil herab auf die Erde. Sicher landete er neben einer Pferdebox. Aber der Besitzer gab nicht auf: Er rannte zurück zur Leiter und wollte Kevin den Weg abschneiden.

So schnell er konnte flitzte Kevin zum Scheunentor, den Mann dicht auf den Fersen.

Bis dahin hatte es Kevin geschafft, jedem Polizisten



aus dem Weg zu gehen, aber als er auf die Straße hinauslief – wobei er sich noch nach hinten umblickte –, rannte er geradewegs in einen Polizeibeamten hinein.

»'tschuldigung, Sir«, stieß er erschrocken hervor, als er sich wieder aufrappelte und weiterlief.

»Schnappt Euch den Jungen!«, schrie der Besitzer des Stalles. »Er ist ein Vagabund! Schläft auf meinem Heuboden. Wer weiß, was er für Dreck am Stecken hat.«

Das schrille Pfeifen der Polizeipfeife gellte in Kevins Ohren, als er zum Wasser hinunterrannte.

Er wusste nicht, wohin er lief; aber er hatte keine Zeit zum Überlegen. Er rannte einfach immer weiter. Vielleicht würde ihm der Aufseher des Docks eine Arbeit als Kloputzer auf irgendeinem Boot geben. Er würde alles machen ... sogar auf einem Boot arbeiten – wenn es an Land festgemacht wäre. Alles wollte er tun, wenn er nur nicht nach einem Herumtreiber aussehen würde.

Der Hafen lag in dichtem Frühnebel. Kevin bemerkte einige Männer, die auf den Docks herum standen. Auch John Paton und Kapitän Fraser waren dort; sie redeten gerade mit drei Matrosen. Als Kevin sich näher heranschlich, hörte er John Paton sagen: »Ja, ja. Wir hatten eine gute Fahrt entlang der Küste. Ich habe in vielen Gemeinden gepredigt und konnte unsere gesamten Ausstände zusammenbekommen. Sam und Wilbur haben ihren Lohn bereits erhalten; hier ist nun auch dein Geld, das wir dir noch geschuldet haben.« Er überreichte jedem Matrosen eine Hand voll Scheine. »Seid ihr nun bereit, für uns zu arbeiten, wenn wir zu den Inseln in See stechen?«

Die Matrosen standen da und zählten ihr Geld, wobei sie von einem Fuß auf den anderen traten.

Während sie noch über John Patons Frage nachdachten, sah Kevin zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Da bog der Polizist um die Ecke! Voller Angst schoss er auf die Gruppe der Männer zu. »Kapitän Fraser, hier bin ich! Ich bin Euer Junge. Wann segeln wir los?«

Der Kapitän runzelte die Stirn. »Ich dachte, dass du nicht näher ans Meer heran wolltest, als bis hierher. Woher kommt nun der plötzliche Wandel?«

Aber während er noch sprach, erblickte John Paton den Polizeibeamten. »Ich glaube, der Bursche hat nun einen größeren Anreiz als noch vor ein paar Wochen.« Er legte die Hand auf Kevins Schulter und wandte sich wieder den Matrosen zu. »Die große Frage lautet, ob ihr bereit seid, euch ganz dem Dienst Gottes zu verschreiben. Wie lautet die Antwort?«

»Wir wollen alle dem Herrn dienen«, sagte einer mit einem schwarzen Bart. »Aber ich muss zuerst wissen, ob ich auch Gottes gerechten Lohn kriege. Wir müssen auch an unsere Familien denken, versteht Ihr?«

»Gut, dann ist es also entschieden«, meinte John Paton. »Denn der Herr hat uns mit einer festen Bürgerschaft gesegnet, so dass unsere Ausgaben für das Schiff gedeckt sind.«

Während sie noch redeten, bemerkte Kevin, dass der Polizist langsam zu ihnen hin getrottet war. Er lehnte an einem Lagerschuppen und behielt den Jungen fest im Auge.

Kevin wischte sich mit der Hand über die Stirn. Scheinbar gab es keinen Weg, unbeschadet aus dieser Situation zu gelangen. Entweder die See oder die

Schaffarm ... oder noch Schlimmeres, je nachdem wie wütend der Stallbesitzer war.

Da lenkten die Worte des Kapitäns seine Aufmerksamkeit wieder auf die Gruppe. »Und du, junger Mann? Wir werden die Missionarsfamilien von Insel zu Insel bringen; da könnten wir schon einen guten Kabinenjungen brauchen. Bereit zum Unterschreiben?«

Kevin zögerte und blickte zu dem Polizisten hinüber, der immer noch am Schuppen lehnte. Er schluckte heftig, als er daran dachte, wie das Wasser über seinem Kopf zusammengeschlagen war. »Ich ... ich kann nicht schwimmen«, druckste er. Sein Mut sank. Nun würden sie ihn sicher nicht mehr nehmen. Also doch auf die Schaffarm ...

John Paton nickte, aber das Gesicht des Kapitäns, der eben noch die Stirn gerunzelt hatte, wurde langsam von einem breiten Grinsen überzogen. »Du kannst nicht schwimmen? Ist das alles? Also, mein Sohn, die Hälfte aller Seefahrer kann nicht schwimmen.«

»Was?« Ungläubig sah Kevin zu den Matrosen hinüber.

Der Kapitän gluckste vor Lachen. »Weißt du, Bürschchen, ist man erst mal ein paar Stunden von der Hafenkante entfernt, hat auch der beste Schwimmer keine Chance mehr. Also tun wir unser Bestes, auf See immer schön an Bord des Schiffes zu bleiben, klar?«

Kevin nickte langsam. »Ich schätze, das heißt: doch nicht auf die Schaffarm.« Vielleicht könnte er ja eines Tages in irgendeinem anderen Hafen eine bessere Arbeit finden – eine Arbeit an Land.

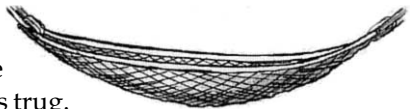
Die Drohung des Händlers

Kevin hatte das Gefühl, als ob seine Beine aus Pudding wären, als er zusammen mit Kapitän Fraser mit dem Beiboot zur Dayspring hinüber ruderte. Was, wenn er jetzt ins Wasser fiel?

Aber das kleine Boot kam sicher bei dem großen Schiff an, und nachdem sie auf die Dayspring geklettert waren, führte der Kapitän ihn unter Deck zum Bug des Schiffes. Dort zeigte er auf eine Hängematte, die an den Balken befestigt war, und sagte: »Du kannst die da nehmen. Da drüben ist auch eine Kiste für deine Ausrüstung. Mr. Samson ist der Erste Offizier. Er kommt heute Abend an Bord. Tu' was er dir sagt.« Dann ließ er ihn allein.

Kevin kletterte in die Hängematte und probierte verschiedene Positionen aus. Diese geknüpften Schnüre würden sich bis zum Morgen so rau anfühlen wie alte Transportnetze. Er hatte keine Ausrüstungsgegenstände dabei; trotzdem kletterte er herunter und schaute in die Kiste. Darin fand er ein paar alte Kleidungsstücke, ein kleines Neues Testament, ein Gebetbuch, einige Blätter Papier, eine Schreibfeder und ein Glas Tinte. War wohl die Kiste von jemand anderem. Kevin klappte den Deckel zu. Macht nichts. Er hatte sowieso keine Ausrüstung, nur die Sachen, die in seinem Bündel waren, und das Päckchen mit den Dayspring-Anteilen.

Aber die bewahrte er ja in der Briefmappe auf, die er um den Hals trug.



Um die Mittagszeit herum kam Mr. Samson an Bord. Es stellte sich heraus, dass er der Matrose mit dem dunklen Bart war, den er am Morgen bei den Docks gesehen hatte. »Kabinen sauber gemacht?«, wollte der Erste Offizier wissen.

»Nein, Sir. Der Kapitän sagte, dass Ihr mir meine Aufgaben zuweisen würdet, sobald Ihr an Bord wäret. Ich war gerade dabei ...«

»Also, worauf wartest du dann noch?! Morgen werden wir drei Missionarsfamilien an Bord nehmen. Bis dahin muss alles blitzblank sein.« Er zeigte auf die Hängematte, die der Kapitän Kevin zugewiesen hatte. »Dies ist deine Koje, und dort ist deine Seekiste.«

»Aber in der Kiste ist noch die Ausrüstung eines anderen.« Es gefiel Kevin, das Wort ›Ausrüstung‹ zu benutzen. Es klang irgendwie ... »seetüchtig«.

»Das spielt keine Rolle«, sagte Mr. Samson. »Behalt' die Sachen oder wirf sie fort. Sie sind noch von Robbie, aber er wird nicht mehr mit uns segeln.«

Kevin fand einen Eimer und eine Scheuerbürste und verbrachte den Rest des Tages damit, die Kabinen zu schrubben, die für die Passagiere vorgesehen waren. Es war gut, eine richtige Arbeit zu haben. Manchmal spürte er eine leichte Bewegung des Schiffes oder hörte das Knarren der Takelage, wenn die Dayspring von den kleinen Wellen der Bucht leicht bewegt wurde. Eigentlich war es gar nicht so schlecht. Vielleicht könnte er sich nach allem, was geschehen war, doch noch an das Leben auf See gewöhnen.

Am folgenden Nachmittag kamen die Frau des Kapitäns und seine kleine Tochter zusammen mit den

Missionaren an Bord. Das waren Mr. und Mrs. Paton und ihr Krabbelkind, Mr. und Mrs. McNair, Mr. und Mrs. Niven und Mrs. Ella mit ihrem kleinen Kind.

Er hatte nur drei Familien erwartet, so dass er sich beeilen musste, die Dosen mit Zwieback, die in der vierten Kabine lagerten, in die Kombüse zu bringen. Und dann musste diese Kabine auch noch gereinigt werden. Gleichzeitig wollten die anderen Passagiere aber, dass er ihnen half, ihre Sachen unterzubringen, oder sie brauchten zusätzliche Decken, oder Kerzen, oder sonst was. Die Aufträge schienen kein Ende nehmen zu wollen ...

Bevor Kevin Mrs. Ella in ihrer Kabine untergebracht hatte, hörte er bereits Kapitän Frasers klare Stimme, der Befehle erteilte, um das Schiff startklar zu machen. Matrosen rannten kreuz und quer über Deck. Als das Schiff sich langsam in Bewegung setzte, erfasste Kevin ein leichter Schwindel, so dass er einen Halt suchen musste, um nicht umzufallen. Wenn er doch nur an Deck gehen könnte, so dachte er, würde er seine Orientierung wieder finden und sich gleich wieder besser fühlen. Aber er hatte noch so viel zu tun!

Dann traf es ihn wie ein Schlag: Es war zu spät um umzukehren! Sie stachen in See!

Die Sonne ging gerade unter, als Kevin endlich eine Pause machen und an Deck gehen konnte. Er stand allein an der Reling und betrachtete die orange und rot gefärbten Wolken am Himmel. Das Kielwasser war als weiße Spur noch lange hinter dem Schiff zu

sehen. Das Rauschen des Meeres und das gelegentliche Knattern der Segel im Wind – es war einfach atemberaubend.

»So« – Kevin zuckte zusammen, als er die Stimme von Mr. Paton vernahm – »was denkst du nun, wo du eine Arbeit an Bord eines Schiffes gefunden hast?«

Kevin blickte erst zu dem bärtigen Missionar und dann hinaus auf die ruhige See, die in der untergehenden Sonne golden leuchtete. »Es ist eigentlich nicht so schlimm, wie ich anfangs gedacht hatte.«

»Hmmm, du hast aber auch noch keinen Sturm mitgemacht.« Paton gluckste. »Aber du machst es richtig. Vertrau einfach auf den Herrn. Ach, übrigens, warum hat der Polizist dich gestern so komisch angesehen?«

Es brauchte viel Geduld und gutes Zureden von Mr. Paton, aber schließlich erzählte Kevin dem Missionar, wie seine Mutter gestorben war, dass er keinen Ort zum Wohnen mehr gehabt hatte und von seiner Angst, auf eine Schaffarm geschickt zu werden.

»Du glaubst also, die Arbeit mit Schafen sei schlimmer als zur See zu fahren? Bist du deshalb zu den Docks hinuntergerannt?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß nur, dass ich nicht erwischt werden wollte.«

Der Missionar beugte sich vor, stützte seine Ellenbogen auf die Reling und legte das Kinn in seine Hände, während er aufs Meer hinausblickte. Schließlich sagte er: »Du brauchst aber ein anderes Lebensziel als einfach nur der Wildnis entfliehen. Wie alt bist du eigentlich?«

»Fast vierzehn.«

»Als ich zwei Jahre jünger war als du, habe ich für eine Landvermessungsgesellschaft gearbeitet, aber schon damals habe ich gewusst, das Gott mich als Missionar haben möchte. Also habe ich jeden Tag in der Mittagspause gelernt. Der Vorsteher der Gesellschaft hat das bemerkt und gedacht, dass ich klug genug wäre, Landvermesser zu werden. Er wollte mich unterstützen und mir eine gute Ausbildung verschaffen, wenn ich mich dazu verpflichtet hätte, sieben Jahre für ihn zu arbeiten.

›Danke, Sir‹, habe ich gesagt. ›Das ist überaus freundlich, aber ich kann das nicht tun. Für drei oder vier Jahre würde ich wohl noch zustimmen, aber nicht für sieben. Das würde mich in meinen Vorbereitungen zu weit zurückwerfen.‹ – ›Vorbereitungen? Für was, Junge?‹ Er klang etwas enttäuscht. ›Warum schlägst du ein Angebot aus, auf das viele Söhne wohlhabender Väter stolz wären?‹

›Weil‹, habe ich gesagt, ›weil ich mein Leben einem anderen Herrn versprochen habe.‹

Der Vorsteher hat die Stirn gerunzelt. ›Und wer sollte das sein?‹

›Der Herr Jesus‹, habe ich ihm gesagt. ›Ich muss mich so zügig wie möglich darauf vorbereiten, ihm als Missionar zu dienen.‹

›Du Dummkopf!‹ hat der Vorsteher geschimpft und mich dabei lauernd angesehen. ›Entweder du nimmst mein Angebot an, oder du bist auf der Stelle entlassen!‹

Nun, ich bin standhaft geblieben und tatsächlich entlassen worden, aber Gott hat mich versorgt. Nun,

Kevin, kannst du dir denken, warum ich das getan habe?»

Kevin wand sich ein wenig und schaute auf die rauschenden Wassermassen, die hinter dem Schiff zurück blieben. »Ich weiß nicht. Hört sich nach einer besseren Arbeit an als Schafe hüten oder zur See fahren.«

»Ohne Zweifel, ja! Und gutes Geld konnte man damit auch verdienen. Aber ich hatte ein Ziel; und dieses Ziel hat mich auf Kurs gehalten und mich dahin gebracht, wo ich heute bin: Missionar im Dienst des Herrn in der Südsee.«

Paton schwieg einen Moment, dann fuhr er fort: »Hast du den Herrn Jesus schon als deinen Erlöser angenommen?»

Kevin lächelte. »Oh, ja, Sir. Meine Mutter hat mich in der Bibel unterwiesen.«

»Das ist gut. Das ist gut. Aber die Bibel sagt: ›Ihr gehört nicht euch selbst. Denn ihr seid teuer erkauf; darum preist Gott mit eurem Leibe.‹ Jesus hat dich aus einem ganz bestimmten Grund gerettet, Kevin. Und deine Aufgabe ist es nun herauszufinden, was dieser Grund ist. Das wird deinem Leben ein Ziel geben.«

Kevin wusste nicht recht, was er von dieser Kurzpredigt halten sollte. Der Missionar klopfte ihm noch ein paar Mal auf die Schulter und ging dann davon.

Kevin starrte auf die immer dunkler werdende See hinaus und wusste nicht, wie er Gottes Plan für sein Leben erkennen sollte. Seine Mutter und er waren immer viel zu sehr damit beschäftigt gewesen, ihr Überleben zu sichern.

Drei Tage später war Kevin sicher, dass das Leben auf See nicht Gottes Plan für ihn sein konnte. Ein Sturm war heraufgezogen, der die Dayspring wie ein buckelndes Pferd über die Wellen hüpfen ließ – und mit ihr auch Kevins Magen. Tatsächlich ›hüpfte‹ alles, was er zu essen versuchte, gleich wieder heraus. Einige der Missionare waren ebenfalls seekrank, aber Kevin fühlte sich so schwach und krank, dass er sich in seiner Hängematte zusammenrollte und die Augen schloss.

Da stieß ihn jemand so hart an, dass er auf den Boden fiel. »Der Kapitän will dich sehen ... auf Deck.« Es war Mr. Samson.

Mühsam rappelte Kevin sich auf und folgte dem Ersten Offizier die Leiter hinauf.

»Wo bist du gewesen?«, knurrte Kapitän Fraser.

»In meiner Hängematte.«

»Du gehörst zur Mannschaft. Du bist hier zum Arbeiten – besonders jetzt. Geh und hilf den Missionaren unter Deck. Hilf ihnen beim Aufwischen. Bring ihnen, was sie brauchen. Jetzt beeil dich!«

»Aber, Sir ...« Kevin griff nach dem Mast, als das Schiff sich zur Seite neigte. »Ich bin auch seekrank.«

»Du bist was?« Missbilligend wehrte der Kapitän ab.

»Mr. Samson, würdet Ihr dieser Landratte wohl erklären, wie es bei der Marine oder der Handelsschiffahrt zugeht. Rückt ihm seinen Kopf zurecht!« Und damit schritt er davon.

»Du hast es hier recht einfach, Junge, und dafür solltest du dankbar sein. Denn bei der Marine würdest du schon ausgepeitscht werden, wenn du nicht auf-

merksam schauen würdest, wenn man dir einen Befehl gibt.«

»Ja, Sir.«



Kevin schlich sich unter Deck zurück, wobei er sich überall abstützte, um nicht umzufallen. Er klopfte an die Kabinentüren und bot seine Hilfe an. Schon bald merkte er, dass ihm nicht mehr ganz so schlecht war. Er wusste allerdings nicht, ob das an der Arbeit lag oder daran, dass seine Gedanken nicht mehr fortwährend um seine Probleme kreisten. Jedenfalls musste er sich nicht mehr übergeben.

Glücklicherweise legte der Wind sich in der Nacht. Am nächsten Morgen war die See wieder ruhig und die Sonne schmolz den Nebel fort.

Um die Mittagszeit herum schrie einer der Matrosen laut: »Land, Land in Sicht!« Und tatsächlich: Als der Nebel sich verzogen hatte, tauchten im Nordosten die schwachen Umrisse einer Insel auf.

»Das ist Neu Kaledonien«, meinte Kapitän Fraser, als alle Passagiere an Deck kamen. »Wir können dort unsere Wasserfässer auffüllen. Bis zu den Neuen Hebriden ist es nur noch eine Tagesreise.«

Als sie am Abend in der Bucht vor Anker gingen, waren sie nicht allein. Der Kapitän senkte sein Fernglas. »Es ist die Hopeful.«

»Möglicherweise ist sie als Hopeful (hoffnungsvoll) registriert«, murrte John Paton, »aber sie ist das hoffnungsloseste Schiff der ganzen Südsee.«

»Wie meinst du das, mein Lieber?« Mrs. Paton hatte sich zu ihrem Mann gestellt und ihre Hand unter seinen Arm geschoben.

»Als ich vor drei Jahren von Tanna nach Sydney flüchten musste, bin ich mit diesem Schiff gefahren. Es transportiert Sandelholz – aber nicht nur.« Paton hob die Stimme. »Kapitän, erinnert Ihr Euch noch, dass ich einmal von Williams und McNeil von der Hopeful erzählt habe? Ich denke, wir sollten so weit wie möglich von ihr entfernt vor Anker gehen.«

»Das denke ich auch«, stimmte der Kapitän zu. »Fertig machen zum Ankern, Mr. Samson.«

Der Erste Offizier rief der Mannschaft den Befehl des Kapitäns zu, die das Schiff in den Wind drehte und den Anker warf. Kevin stand in der Nähe der Patons mit dem Rücken zur Reling und beobachtete die Matrosen, die oben in der Takelage kletterten.

Mrs. Paton gab sich nicht zufrieden. »Ich verstehe noch nicht. Was ist mit der Hopeful nicht in Ordnung?«

»Mit dem Schiff ist alles in Ordnung. Aber die Besatzung ... Ein Bootsmann namens Williams und ein Händler namens McNeil. Sie sind Sklavenhändler. Sie fangen die Eingeborenen und bringen sie zu den Zuckerrohrplantagen nach Queensland, Australien.« Paton schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, dass ich mir den Bootsmann Williams zum Feind gemacht habe, als ich seine Machenschaften bei der Regierung in Sydney angezeigt habe.«

»Meinst du, dass sie uns schaden könnten?«

»Margaret, sie werden uns schaden, wo immer sie nur können. Dessen kannst du sicher sein. Sie waren diejenigen, die die Matrosen mit Masern zu den Eingeborenen geschickt haben, als ich auf Tanna war. Die Eingeborenen hatten keine Widerstandskraft gegen diese Krankheit, so dass ein Drittel der Inselbewohner gestorben sind. Das war ... bewusster Mord.«

Mrs. Paton erschauerte. »Warum sollten sie so etwas tun?«

»Sie wussten, dass die Eingeborenen wegen ihres Aberglaubens die Schuld auf mich schieben würden. William und McNeil hofften, dass man mich deswegen von der Insel jagen würde, was ja auch geschehen ist.«

»Aber warum?«

»Weil Christen weder Waffen noch Rum kaufen. Darum haben sie solch einen Hass auf alle Missio-

nare, die die Eingeborenen zu Christen machen. Aber in Gottes Namen: Ich bin jetzt auch ihr Feind!«

»John, das darfst du nicht sagen!«

»Nun, sag was du willst, aber ich werde nicht aufgeben, ihren Sklavenhandel zu stoppen.«

Kevins Lauschen wurde durch einen lauten Ruf unterbrochen. Die Anker waren ins Wasser gelassen und der Erste Offizier befahl Kevin, beim Einholen der Segel zu helfen.

Es war bereits kurz vor Sonnenuntergang, jedoch bestanden John Paton und Mr. Niven darauf, von Bord zu gehen und das Dorf der Eingeborenen zu besuchen, das gleich hinter dem Strand zu sehen war.

»Ich bin nicht sicher, ob es eine gute Idee ist, noch so spät zu ihnen zu gehen«, meinte der Kapitän. »Was, wenn die Eingeborenen nicht friedlich sind?«

»Ganz so feindlich können sie nicht sein. Das Beiboot der Hopeful liegt bereits, seit wir geankert haben, auf dem Strand und Ihr könnt sehen, wie einige ihrer Matrosen vom Boot zum Dorf hin und her gehen. Darum haben wir es so eilig, an Land zu gehen. Wir wollen diese armen Menschen vor den Sklavenhändlern warnen, bevor sie sich an Bord der Hopeful locken lassen«, erklärte Mr. Paton.

Als das Beiboot der Dayspring zu Wasser gelassen wurde, ordnete Mr. Samson an, dass Kevin auch mit auf die Insel gehen sollte, um beim Auffüllen der Wasserkessel zu helfen, während die Missionare mit den Eingeborenen redeten.

Als das Beiboot durch die Brandungswellen schoss und dann auf dem Korallensand zum Stoppen kam, konnte Kevin am Strand ein Feuer erkennen. Im Feuerschein standen ein paar Weiße und auch einige der Eingeborenen.

»Na, wenn das nicht der Missionar ist, der sich so gern in fremde Angelegenheiten einmischt«, spottete einer der weißen Männer.

»McNeil, Williams«, grüßte John Paton ruhig. »Ich kann nicht sagen, dass ich mich freue, Euch in diesen Gewässern zu sehen.«

»Wir waren vor Euch hier, und wir werden noch hier sein, lange nachdem wir Euch fortgejagt haben werden.«

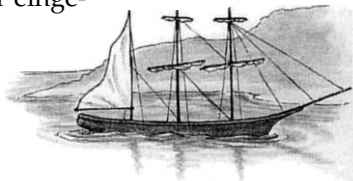
»Ich verstehe nicht recht.«

»Ich habe gehört, warum Ihr dieses Schiff, die Dayspring, gebaut habt. Aber das wird Euch nichts nutzen.« Der Mann mit Namen McNeil stieß mit dem Finger nach Paton. »Ich warne Euch. Einmal seid Ihr von Tanna entkommen, aber ein zweites Mal wird es Euch nicht gelingen! Eher werde ich Euch mitsamt der Dayspring auf den Grund des Meeres versenken, ehe ich auch nur irgendeinem Missionar gestatten werde, unsere Geschäfte zu stören.«

Die Feier mit den Kannibalen

Die *Hopeful* lag noch immer in der Bucht vor Anker, als John Paton dem Kapitän am nächsten Morgen widerstrebend gestattete, Neu Kaledonien zu verlassen. Sie waren ganze vierundzwanzig Stunden unterwegs, ehe sie die Insel Anatom, die zu den Neuen Hybriden gehörte, erreicht hatten. Kapitän Fraser hatte für die Missionare, die schon ganz neugierig waren, auf der Seekarte eine Route zu der südlichsten Insel dieser Inselgruppe berechnet. Kevin hörte aufmerksam zu, als John Paton erzählte, wie John Geddie und John Inglis vor mehr als fünfzehn Jahren zusammen mit ihren Ehefrauen eine solch erfolgreiche Mission auf der Insel betrieben hatten, dass etwa dreitausendfünfhundert Insulaner Christen geworden waren. Viele dieser Menschen hatten seitdem andere Missionare zu weiteren Inseln begleitet und so das Evangelium verbreitet. »Einige sind mit mir auf Tanna gewesen«, sagte Paton mit Trauer in der Stimme, »und wegen ihres Glaubens getötet worden. Ich bin selbst nur knapp mit dem Leben davongekommen.«

Auf Anatom befand sich nun das Hauptquartier der Mission für dieses Gebiet. Nachdem sie vor Anker gegangen und an Land gerudert waren, gab es für die Patons und die neu eingetroffenen Missionare ein fröhliches Wiedersehen mit den Missionaren, die schon länger



dort waren und die sich zusammengefunden hatten, um die Neuankömmlinge zu begrüßen und ihr jährliches Treffen zur Planung ihrer Einsätze abzuhalten.

Nachdem das Deck geschrubbt und andere Instandhaltungsarbeiten erledigt waren, durften alle Seeleute von Bord gehen. Sie waren eingeladen, an den täglichen Andachten der Missionare teilzunehmen.

Kevin war erstaunt, John Paton fragen zu hören, ob er zurück zur Insel Tanna könnte, von der man ihn vor drei Jahren verjagt hatte. Scheinbar waren die anderen Missionare von seiner Frage ebenso überrascht. »Was hat sich geändert?«, fragte einer der Männer. »Diese Stämme kämpfen immer noch miteinander und wenn du zwischen die Fronten gerätst, gehen sie erneut auf dich los.«

Noch ehe John Paton antworten konnte, pflichtete ein anderer Missionar bei: »Und die Neuigkeiten verbreiten sich auch. Wenn es auf Tanna noch mehr Angriffe auf Missionare gibt – und unsere Leute haben davon gehört –, könnten die Eingeborenen noch ermutigt werden, uns anzugreifen. Wir dürfen auf Tanna keine weiteren Gelegenheiten zum Angriff geben. Warum gehst du nicht auf die Insel Aniwa?«

John Paton erhob sich. »Ich möchte nach Tanna zurück, weil meine Aufgabe dort noch nicht erledigt ist. Dennoch ...« Er sah zu seiner Frau hinüber, als wenn er ihre Zustimmung suchte. Dann fuhr er fort: »Meine erste Frau und unser kleiner Sohn liegen dort begraben.«

»Trotzdem denke ich, dass wir uns auf die friedlicheren Inseln konzentrieren sollten«, meinte der erste Missionar. »Je mehr Menschen Christus annehmen

und ihre Feindschaften begraben, desto einfacher wird es später sein, auch die schwierigeren Inseln anzugehen.«

Paton hob seine Hände, wobei seine Handflächen nach oben zeigten. »Aber ich bin sicher, dass es Hoffnung für Tanna gibt. Vergesst nicht, dass der alte Häuptling Nowar sich verändert hat. Gott hat sein Herz angerührt. Manchmal hat er mich sogar beschützt.«

»Aber du hast auch gesagt, dass er dich in deiner schwersten Stunde im Stich gelassen hat. Ich glaube nicht, dass man ihm vertrauen kann. Noch dazu ist er nur Häuptling über einen einzigen Stamm – und noch nicht einmal über einen besonders starken.«

Kevins Kopf ging von einem zum anderen. Während die beiden Männer miteinander redeten, lernte er mehr und mehr davon, wie es John Paton auf Tanna ergangen war.

»Es stimmt, dass Nowar nicht immer verlässlich ist, aber auf der anderen Seite habe ich ihm viele Gelegenheiten gegeben, mich aufzuessen – und er hat es nicht getan. Nun, das will schon etwas heißen!«

Alle lachten.

»Im Ernst«, fuhr Paton fort, »denkt an das Zeugnis für die anderen Inseln, wenn das Evangelium auf Tanna Wurzeln geschlagen hat und die einzelnen Stämme in Frieden miteinander leben! Ich weiß, dass Gott das tun kann. Ich weiß, dass es Sein Wille ist – und ich möchte an seinem Werk teilhaben.«

Aber die anderen Missionare suchten weiter nach Gründen, die dagegen sprachen. Zu viele hatten

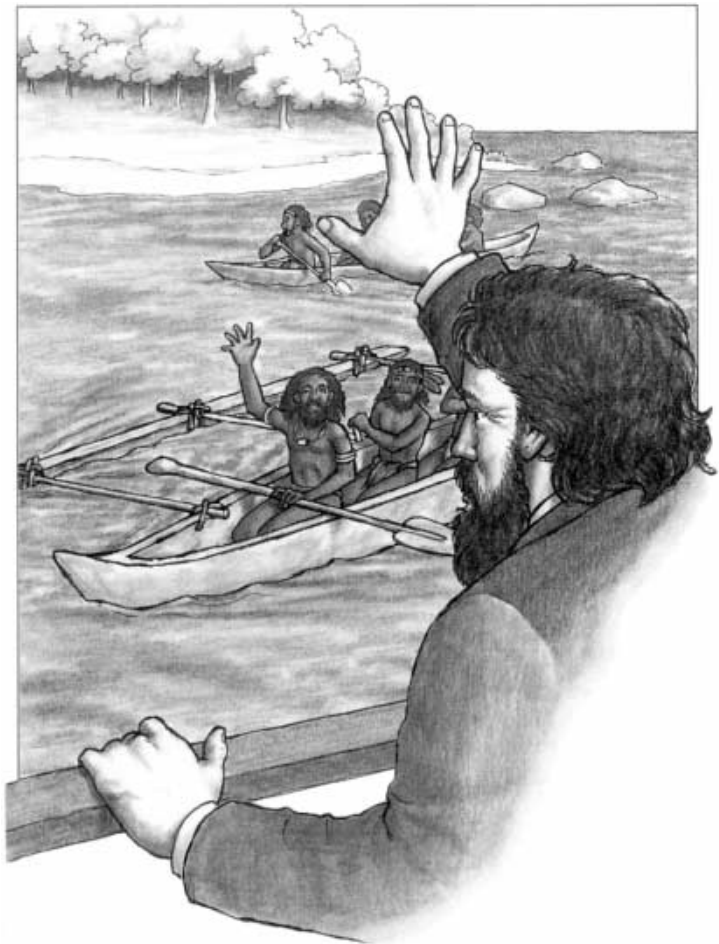
beim ersten Mal auf dieser gewalttätigen Insel ihr Leben gelassen. Sie beschlossen, dass es besser wäre, auf der kleinen Nachbarinsel Aniwa Fuß zu fassen. Dort gab es weniger Stämme und weniger Gewalt.

Widerstrebend stimmte Paton zu: »Gut, wenn ich mich nicht auf Tanna niederlassen kann, möchte ich die Menschen dort wenigstens besuchen. Wenn die Dayspring in der Bucht wartet, besteht sicher keine Gefahr für uns.«

Einige der anderen Missionare nickten zustimmend, andere zuckten mit den Schultern. Und so entschloss man sich, dass die Dayspring all die anderen Missionare auf ihre Inseln zurückbringen sollte – die Alten auf ihre Heimatinseln und die Jungen auf die neuen Missionsstationen. Dann sollte das Schiff zurück nach Tanna segeln, wo John Paton so lange seinen Besuch machen könnte. Danach würde es weitergehen nach Aniwa, wo die Patons ihre neue Arbeit beginnen sollten.

In den beiden darauf folgenden Wochen fing Kevin an zu glauben, dass er das Meer durchaus lieben – oder zumindest tolerieren – könnte. Das Wetter war ruhig und jede Insel war ein neues Abenteuer. So viel Schönheit hatte er sich niemals vorstellen können! Wie auch, hatte er doch sein ganzes Leben nur in Sydney verbracht. Die meisten Inseln waren vulkanischen Ursprungs. Auf fünf waren die Vulkane immer noch aktiv. Korallenriffe umgaben zum Teil viele der kleinen Eilande und machten die Annäherung mit dem Schiff zur Herausforderung. Aber die wunderschönen Strände, hinter denen dichter Urwald und hohe Gebirge lagen, waren die Anstrengung wert.

Wann immer die Dayspring eine neue Insel ansteuerte, kamen die Eingeborenen mit Booten zu ihnen hinausgepaddelt. Die Bewohner der Inseln, auf denen schon länger Missionare lebten, staunten über das neue Schiff. Sie verstanden, dass die ›Missi‹, wie sie die Missionare nannten, nun nicht mehr auf ein



Handelsschiff warten mussten, um sich mit Vorräten zu versorgen oder nach Anatom zu gelangen.

Bei gutem Wetter fuhren die Eingeborenen manchmal mit ihren großen, seetauglichen Kanus von Insel zu Insel, so dass die Nachricht vom neuen ›Missi‹-Schiff, der Dayspring, oft schon vor ihrer Ankunft bekannt war.

Auf den Inseln wunderte sich Kevin nicht selten, wie aufgeregt die Menschen dort über die Ankunft der neuen Missionare waren. Nach einigen langen Gesprächen, die wegen der schwierigen Übersetzung oft sehr zermürend waren, erklärte Paton den Menschen auf der Dayspring eines Tages: »Jetzt weiß ich endlich, warum sie einen eigenen Missionar wollen. Die Menschen hier haben alle die Berichte gehört, wie die Kannibalen auf Tanna die einheimischen Helfer der Missionare von Anatom getötet und mich von der Insel verjagt haben. Sie dachten, das sei das Ende aller Missionare auf diesen Inseln. Aber nun bin ich zusammen mit neuen Missionaren zurückgekehrt, obwohl sie uns doch verjagt hatten. Wir sind in ihren Augen sehr mutig.

Einer von ihnen sagte mir: ›Wir haben die Missionare getötet und fortgejagt. Wir haben eure Hütten abgerissen und euch ausgeraubt. Wenn uns so etwas passiert wäre, wären wir niemals wiedergekommen. Aber ihr seid wiedergekommen, mit einem schönen neuen Schiff und noch mehr Missionaren. Und das alles für Geld, wie die Händler? Nein! Nein! Ihr seid nur hier, um uns Gutes zu tun und von Jesus zu erzählen. Wenn euer Gott euch all das machen lässt, dann könnten wir ihn vielleicht auch anbeten.«

Mrs. Paton klatschte in die Hände. »Preis sei Gott! Er hat einen schrecklichen Vorfall in etwas Gutes verwandelt.«

An diesem Abend zogen dunkle Wolken herauf und der Wind peitschte die See auf, so dass die Wellen Schaumkronen trugen. Dann ging die Dayspring bei Port Resolution auf Tanna vor Anker. Wie schon bei den anderen Inseln, kamen ihnen auch hier einige Kanus zur Begrüßung entgegen. John Paton rief den Menschen etwas in ihrer Sprache zu. Er zeigte auf einige unter ihnen und rief sie mit Namen, doch die Wellen waren zu hoch, so dass die zerbrechlichen Kanus nicht näher an die Dayspring heran konnten.

Später, als sich alle zum Abendbrot versammelt hatten, machte Paton einen besorgten Eindruck. »Ich habe Häuptling Nowar heute gar nicht gesehen. Ich hoffe sehr, dass es ihm gut geht. Ich kann mir nicht erklären, warum er nicht herausgekommen ist, um uns zu begrüßen. Vielleicht können wir morgen an Land gehen und nach ihm sehen.«

In dieser Nacht beunruhigte das Schaukeln des Schiffes im Wind Kevin so sehr, dass er aufstand und an Deck ging. Die Wolken brachen auf und der Mond schien hervor. Auf der anderen Seite der Bucht bemerkte Kevin einen dunklen Schatten auf dem Wasser. Er schien sich zu bewegen. Ja, ja ... etwas bewegte sich dort. Der leise Klang einer Glocke und mit gedämpfter Stimme gegebene Befehle drangen an seine Ohren.

Kevin strengte seine Augen an, um besser zu sehen. Dann schloss er sie einen Moment und schaute nochmal hin. Der dunkle Schatten war immer noch da, aber er schien sich nicht mehr zu bewegen.

Ein anderes Schiff hatte in der Bucht von Port Resolution geankert.

Am nächsten Morgen war das andere Schiff immer noch da. Kapitän Fraser betrachtete es gerade durch sein Fernrohr, als Kevin an Deck kam.

»Es ist wieder die Hopeful«, knurrte er. »Und sie haben bereits ein Boot an Land geschickt. Junge, geh runter und sag Mr. Paton, was los ist. Sag ihm, dass er sich beeilen soll, wenn er noch vor McNeil und Williams bei den Eingeborenen sein will.«

Dann rief er zum hinteren Teil des Schiffes: »Mr. Samson, lasst das Beiboot zu Wasser.«

»Aye, aye, Kapitän.«

Ein paar Minuten später kehrte Kevin zusammen mit Mr. Paton an Deck zurück. Er half ihm, ein paar Geschenke für Häuptling Nowar zu tragen: Ein Beutel mit Angelhaken, ein paar Äxte und Macheten und Feuersteine und Eisen zum Feuermachen.

»Kevin, bring diese Sachen ins Boot. Ich will Häuptling Nowar von Anfang an von unseren guten Absichten überzeugen. Er ist gestern vielleicht deshalb nicht gekommen, weil er denkt, ich sei wütend auf ihn. Aber das bin ich nicht und das will ich ihm auch zeigen.«

Kevin zog die Augenbrauen hoch. Er sollte mit an Land gehen? Sein Herz klopfte heftig: vor Angst und vor Aufregung! Er beeilte sich, zu John Paton, dem Kapitän und drei Matrosen ins Boot zu kommen. Dann nahm er seinen Platz an einem der Ruder ein

und gab sein Bestes, im Rhythmus zu bleiben, während sie ans Ufer ruderten.

Die Bucht lag gut geschützt, doch der Wind der vergangenen Nacht hatte die See aufgewühlt, so dass sie durch die hohe Brandung mussten. Die Wellen donnerten auf den Strand und Kevin biss sich auf die Lippen. Er ruderte so stark er konnte und blickte manchmal über seine Schulter zu den Brechern, die sie überwinden mussten. Wenn das Boot sich seitwärts drehte? Oder kenterte? Wenn er ins Wasser geworfen würde? All seine verborgenen Ängste kamen nun wieder hoch, aber er ruderte weiter.

Als sie schließlich nur noch hundert Yards vom Land entfernt waren, rief der Kapitän, der hinten an der Ruderpinne saß: »Gleichmäßig ...« Kevin und die anderen Matrosen hatten aufgehört zu rudern, als das Boot von den Wellen, die auf den Strand zurollten, auf und ab geschaukelt wurde. »Gleichmäßig, Leute. Wir können heute kein Bad brauchen ... Jetzt! Rudert, was das Zeug hält!«

Kevin ruderte. Er zog so stark am Ruder, als wenn sein Leben davon abhinge.

Für einen Moment schien sich das Boot aufzurichten, als wenn ein Wal es mit seiner riesigen Nase hochgehoben hätte. Dann schoss es direkt auf den Strand zu. Kevin kämpfte gegen das starke Verlangen an, sich am Dollbord festzuklammern, aber er ruderte im Takt weiter mit den Matrosen.

Gischt und Schaum spritzten zu allen Seiten und dann – knirsch – kamen sie auf den Strand auf, so dass das Boot abrupt anhielt und Kevin hintenüber

fiel. Er kletterte ins knietiefe Wasser und half, das Boot etwas weiter auf den Strand zu ziehen.

Plötzlich zitterten seine Knie so heftig, dass er sich in den weißen Sand setzen musste. Verwirrt sagte er: »Nun, das ist warm und gemütlich.« Aber niemand schien Acht auf ihn zu haben. Mr. Paton sprach mit den Eingeborenen, die sich um die Mannschaft versammelt hatten.

»Sie sagen, dass Häuptling Nowar in seinem Dorf ist und mit anderen weißen Männern redet«, übersetzte Paton. »Also los!«

Kevin schulterte den Seesack mit den Geschenken und trottete hinter dem Missionar, dem Kapitän und einigen der Eingeborenen her. Nachdem sie den Strand überquert hatten, schritten sie durch hohes Gras direkt auf den Dschungel zu. Die drei Matrosen warteten derweil beim Boot, wo die anderen Eingeborenen ihnen selbstgemachte Gegenstände zum Tausch gegen ihre Hemden, Knöpfe und Hüte anboten. Die Matrosen waren diese Aufmerksamkeit schon gewohnt und winkten die Männer lachend fort.

Der Missionar, der Kapitän und Kevin folgten dem Zug etwa eine Meile auf einem gewundenen Dschungelpfad direkt am Fuße des noch aktiven Vulkans Mount Yasur entlang, dessen Kegel der Junge schon von der Bucht aus gesehen hatte. Dann machte der Weg eine Biegung und führte einen kleinen Hügel hinunter. Plötzlich hörten sie ein Stück weiter vorn Stimmen. Jemand unterhielt sich auf Englisch, und als sie noch näher herankamen, tauchten aus dem dichten Gestrüpp Bootsmann McNeil und Mr. Williams auf.

»Ach, wen haben wir denn da?« McNeil verschränkte die Arme vor der Brust und warf seinen Kopf zurück. »Versucht Ihr immer noch, den alten Nowar zu bekehren? Daraus wird wohl nichts. Seinen Rum mag er nämlich viel lieber.« McNeil und Williams lachten, während sie einen Schritt zur Seite traten, um sich dann spöttisch vor Paton und seinen Begleitern zu verbeugen.

»Es ist nicht sein Rum«, zischte Paton mit zusammengebissenen Zähnen, als er an McNeil vorbeischnitt und ihm ins Angesicht sah. »Es ist Euer Rum. Ihr wollt die Eingeborenen damit bestechen.«

»Tja, Geschäft ist Geschäft«, meinte McNeil achselzuckend und ging dann weiter.

Nach weiteren fünf Minuten erreichten Paton und seine Begleiter ein Dorf. Vor einer der Hütten saß ein alter Mann, der sich schwankend erhob, als er die Besucher erblickte. Schwerfällig stützte er sich auf einen Stab, der reich mit Schnitzereien verziert war. »Seht ihr das Band aus weißen Muscheln an seinem Arm?«, fragte John Paton. »Daran erkennt man, dass er ein Häuptling ist. Das ist Nowar. Er ist zwar nicht der mächtigste Häuptling der Insel, aber er ist der Einzige, der mir Freundschaft erwiesen hat ... obwohl ihn manchmal der Mut verlassen hat.«

Die wolligen Haupt- und Barthaare des Häuptlings waren so weiß und wild wie der Schaum der Brandung, aber seine Augen waren leuchtend und sein zahnloses Lächeln so breit wie sein Gesicht, als er John Paton die Arme entgegenstreckte. »Missi, mein Missi, du bist zurück!« Er ergriff Patons ausge-

streckte Hand, während dieser die Worte des Häuptlings übersetzte.

Der Alte tätschelte unentwegt Patons Arm und studierte aus seiner gebeugten Haltung heraus das Gesicht des Missionars, als ob er gar nicht glauben könnte, was er da sah.

»Komm, komm. Wir wollen zusammen essen. Diese schrecklichen Händler sagten, dass du kommen würdest, darum habe ich ein Festmahl vorbereiten lassen.« Er drehte sich um und zog Paton an der Hand hinter sich her in seine Hütte. Dann wandte er sich mit einem Leuchten in den Augen noch mal um und wackelte mit dem Finger vor Patons Gesicht. »Und weil du es bist, gibt es nur gegrillte Ziege und Süßkartoffeln als Festessen – keine Menschen!« Lachend übersetzte der Missionar.

Sie saßen auf Matten im Kreis vor der Hütte des Häuptlings und übergaben die Geschenke, die Kevin getragen hatte. Bald darauf brachten andere Stammesmitglieder das Essen.

»Du hast doch nicht etwa auf die Händler gehört, nicht wahr?«, fragte Paton den alten Häuptling.

»Oh, nein, Missi! Warum sollte ich auf diese Lügner und Diebe hören? Sie bringen nur Ärger. Ich habe sie einfach aus meinem Dorf verjagt. Vielleicht seid ihr ihnen auf eurem Weg hierher begegnet. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Jetzt, wo du hier bist, werde ich nur auf dich hören. Wir werden dir beim Bau einer schönen neuen Hütte helfen und dann ...«

Paton hob die Hand. »Aber ich kann nicht bleiben.

Wir sind nur zu Besuch. Ich wollte bloß sehen, wie es dir geht, alter Freund.«

»Oh, aber du musst bleiben«, bettelte der Häuptling.
»Die Dinge haben sich geändert. Es wird keinen Krieg mehr geben. Ich werde dich beschützen. Sieh doch nur dieses große Festmahl an, das ich für dich vorbereitet habe.«

Aber Kevin bemerkte, dass bereits große Stücke von dem Braten abgeschnitten waren und fehlten, und auch zwischen den köstlichen Süßkartoffeln lagen die Schalen von denen, die schon gegessen worden waren. Es sah eher nach den Resten eines Festmahls aus, als ob jemand anderes bereits vor ihnen gefeiert hätte. Vielleicht die Händler?

Etwas später verspürte Kevin ein ›dringendes Bedürfnis‹ und eilte zu den Büschen am Rande des Dschungels. Als er an der Hütte des Häuptlings vorbeikam, warf er einen kurzen Blick ins Innere und erblickte einen Stapel Gewehre und drei kleine Fässer Rum.

Gewehre und Fässer

Als Häuptling Nowar immer weiter aufgeregt über Patons Rückkehr nach Tanna sprach, hielt Kapitän Fraser es schließlich nicht länger aus und meinte: »Sagt dem alten Häuptling, dass ich Euch nicht wieder nach Tanna zurückbringen werde. Sagt ihm, dass die anderen Missionare auf Anatom mir aufgetragen haben, Euer Gepäck und die Vorratskisten nicht auf seiner Insel abzuladen.«

Paton hatte die Worte des Kapitäns noch nicht ganz übersetzt, da unterbrach ihn der Häuptling. Der Missionar übersetzte für ihn: »Ihr braucht sie jetzt noch nicht an Land zu bringen. Es ist nicht mein Wunsch, dass Ihr den Beschluss der anderen Missionare nicht beachtet. Alles was Ihr tun müsst, ist die Sachen über Bord zu werfen. Meine Männer werden sie dann mit ihren Kanus auffangen und sicher an Land bringen.« Er hob den Finger und schloss die Augen. »Nicht eine einzige Kiste wird nass werden.«

»Nein, nein, nein. Du verstehst nicht. Ich werde nichts tun, um die Patons nach Tanna zu bringen.«

»Gut«, sagte der Häuptling. »Zeigt uns einfach sein Gepäck und Ihr werdet Euch um nichts mehr kümmern müssen. Wir werden alles weitere für Missi erledigen.«

»Die Patons gehen nach Aniwa!«

»Wartet! Sagtet Ihr die Patons? Oh, Missi, habt Ihr eine neue Frau?«



»Ja, und einen kleinen Sohn.«

Der Häuptling klatschte in die Hände. »Ich bin so froh! Ich muss sie unbedingt treffen.«

»Wir werden morgen wiederkommen. Ich möchte ihr zeigen, wo ich gelebt habe. Du kannst sie dann treffen.«

Als am nächsten Tag das Beiboot der Dayspring zu Wasser gelassen wurde, um die Patons zur Insel zu bringen, kam Kevin wieder mit. Er sollte Klein Bob, das kleine Kind der Patons, tragen helfen. Die See war viel ruhiger. Kevin zog an seinem Ruder und blickte von Zeit zu Zeit über die Schultern zum Strand hin, aber diesmal war alles viel einfacher.

Der Häuptling und einige Dorfbewohner warteten bereits am Strand, um sie zu begrüßen. Mit reichen Gesten stellte Nowar ihnen einen großen, gut aussehenden Eingeborenen vor, den Kevin beim ersten Mal noch nicht gesehen hatte. John Paton war sehr interessiert und grüßte den Mann besonders aufmerksam.

»Er ist ein Häuptling von Aniwa, der Insel, auf der wir uns niederlassen wollen«, erklärte Paton den Neuankömmlingen. »Sein Name ist Pavingin.« Er schaute den Mann an, um zu sehen, ob er seinen Namen richtig ausgesprochen hatte. Der große Häuptling lächelte und nickte zustimmend.

Dann trat Nowar vor und sagte mit großem Nachdruck etwas zu Paton, was dieser übersetzte: »Hier, hier. Das ist für Missis Frau.«

Der alte Häuptling winkte eilig zwei Frauen herbei, die ein großes Bananenblatt wie einen Schirm trugen, um es über Mrs. Paton zu halten: als Schutz vor der grellen Sonne.

Als sie schließlich loszogen, machte die Prozession der fast nackten Eingeborenen mit den gänzlich angezogenen Europäern ein komisches Bild. Mit dem kleinen Bob huckepack schritt Kevin hinter Mrs. Paton in der Reihe.

»Wir müssen ihnen unbedingt beibringen, sich anständig zu kleiden«, wandte sich Mrs. Paton an ihren Mann.

»Ja, meine Liebe«, entgegnete er trocken. »Sobald wir ihnen beigebracht haben ihre Feinde zu essen.«

Der große Häuptling, Pavingin, schritt am Schluss der Prozession.

Als sie ein kurzes Stück Weg durch das hohe Gras gegangen waren, löste sich John Paton aus dem Zug und suchte zwischen den hohen Halmen herum. »Hier, hier«, rief er, als er über einen alten Baumstamm stolperte und auf die Überreste einer verfallenen Feuerstelle stieß. »Dies war unser erstes Haus.«

Alle standen schweigend da, während Paton sich umsah ... oben der dichte Dschungel, in einiger Entfernung Mount Yasur, aus dessen Schlot – wie eine Fahne – eine kleine Wolke wehte, und hinter ihnen das Meer.

»Es war ein Fehler, hier leben zu wollen. Hier ist ein Sumpfgebiet. Zu viele Moskitos. Zu viele Krankheiten.« Er schwieg einige Minuten. Dann führte er die anderen etwas weiter durch das hohe Gras, bis sie zu

einer Stelle kamen, an der Korallensteine aufgeschichtet waren. Er schloss seine Augen und hob sein Gesicht zum Himmel empor. »Mary Ann und ich kamen am fünften November 1858 hier an. Nur drei Monate später schenkte sie unserem Sohn Peter das Leben. Am dritten März ist sie gestorben.« Er holte tief Luft und wischte sich über die Augen. »Der kleine Peter starb nur ein paar Wochen später, am zwanzigsten März. Ich konnte nichts für ihn tun.«

Die neue Mrs. Paton trat leise heran und legte den Arm um ihren Mann.

»Ich bin oft hierher gekommen, um zu beten. Gott gab mir die Kraft, weiterzumachen.«

Nach einer langen Pause sagte Paton: »Schließlich hatte ich erkannt, dass ich irgendwo anders hinziehen musste, an einen gesünderen Ort, weiter oben, wo der frische, kühle Wind weht.« Er drehte sich um und ging wieder zum Weg zurück. Die anderen folgten ihm nach.

Kevin bemerkte, dass der große Häuptling sich irgendwie von den anderen Eingeborenen absonderte, auch gab ihm Häuptling Nowar keine Befehle. Pavingin muss ein bedeutender Mann sein, dachte Kevin.

Die kleine Gruppe kletterte auf einen Hügel in der Nähe. Oben auf der Hügelkuppe stand die Ruine eines Hauses. Klein Bob fing an zu quengeln, so dass Kevin ihn seiner Mutter übergab und sich die schmerzenden Schultern lockerte. Er konnte nur immer wieder darüber staunen, wie Mütter über lange Zeit hinweg ihre Kinder tragen konnten, ohne erschöpft zu werden.

»Später bin ich dann hier hinauf gezogen.« Paton sah durch die Türöffnung. Die Tür selber war schon lange verrottet. Er klopfte mit der Faust an die Türpfosten. »Immer noch recht stabil. Ich habe zum Teil das Holz von der ersten Hütte verwendet. Und Planken von einem alten Schiffswrack. Hier ließ es sich viel besser leben.«

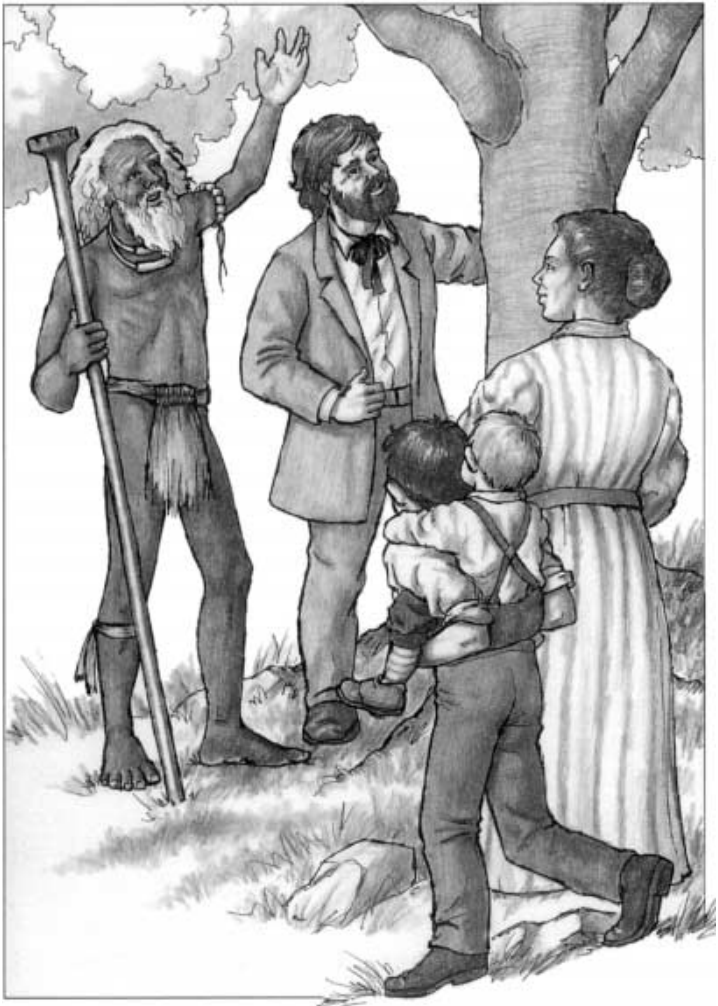
Häuptling Nowar begann mit einer langen Rede, während der er auf die Landschaft, die Ruinen und schließlich sich selber zeigte. Paton übersetzte: »Er sagt, dass er und seine Leute mir helfen werden, dieses Haus wieder aufzubauen, größer und schöner als vorher, wenn ich nur nach Tanna zurück käme. Ich kann es kaum übers Herz bringen, ihm abzusagen.«

Eine halbe Stunde später hievte Kevin den kleinen Bob auf seinen Rücken und folgte der Gruppe den Hügel hinab in Nowars Dorf. Der Häuptling hielt unter einem großen Kastanienbaum an, zeigte zu den Ästen hinauf und fing an, aufgeregt zu reden.

»Er sagt«, erklärte Paton, »dass dies der Baum ist, auf dem ich mich versteckt hatte, als die verfeindeten Stämme sich untereinander bekämpften. Ich war damals so verängstigt, dass ich den Baum wohl nicht wiedergefunden hätte.«

»Wie lange seid Ihr da oben geblieben?«, wollte Kevin wissen.

»Oh, ich schätze fast einen ganzen Tag.« Er nickte dem Häuptling zu. »Nowar hatte mich vor einer großen Meute bewaffneter Krieger beschützt. Ich habe die ganze Zeit über gebetet. Als sie am Fuße des Hügels angekommen waren, auf dem dieses Dorf liegt, hielten sie plötzlich an und schwiegen. Dann



drehten sich die Krieger um und gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Nowar und sein Volk riefen erstaunt: ›Gott hat Missis Gebet erhört und uns beschützt.‹ Aber er konnte dem Druck der feindlichen Häuptlinge nicht standhalten. Sie haben gedroht, ihn und seine Leute zu töten. Also hat er mich zu diesem Baum gebracht und gesagt, dass ich mich in seinen Ästen verstecken sollte.

Etwa um Mitternacht kam Nowars Sohn. Er hat mich heruntergeholt und zum Strand geführt, wo ich mit einem Kanu entkommen konnte.«

Der alte Häuptling hatte Patons Schilderung ein wenig folgen können und ergriff nun erneut das Wort. Der Missionar übersetzte: »Sieh, du warst sicher, obwohl ich dich enttäuscht habe, aber ab jetzt werde ich dich beschützen. Warum bleibst du dann nicht?«

»Nein, nein. Ich kann nicht.« Paton schüttelte den Kopf und wandte sich an seine Frau.

Aus dieser Geste schloss Nowar, dass es Margret Paton war, die nicht auf Tanna leben wollte. Da ließ sich der Alte auf seine verkrüppelten Knie sinken und flehte die Frau an.

»Was sagt er? Was hat er vor?«, fragte sie.

Paton lachte. »Er meint, dass du Angst hast, auf Tanna nicht genug zu essen zu haben. Er sagt: ›Viel Essen, viel Essen.‹ So lange es Bananen und Süßkartoffeln hat, wirst du essen und fett werden.«

Margret Paton wandte sich seufzend ab. »Das ist es nicht. Sag ihm, dass es das nicht ist. Um Himmels willen, wann hört er endlich auf zu betteln?«

Kevin wunderte sich auch schon, wann der alte Häuptling endlich die Entscheidung der Patons, nicht auf Tanna zu leben, akzeptieren würde. Aber

noch mehr fragte er sich, warum es Nowar so viel bedeutete. Was waren seine Beweggründe?

Den ganzen Weg zurück zum Strand dachte Kevin darüber nach. Irgendetwas stimmte hier nicht. Er dachte an das Festmahl mit Nowar am Tag vorher. Der Häuptling hatte so getan, als ob alles nur zu Ehren seines Missi gewesen wäre, aber Kevin schien es eher, als wenn das Essen ursprünglich für McNeil und Williams gedacht war.

Dann waren da noch die Waffen und die kleinen Fässer mit Rum, die Kevin gesehen hatte. Die Gewehre hatten auf einem Stapel gelegen. Aber jeder, der ein Gewehr besaß, bewahrte es in einer Halterung oder jedenfalls sorgfältig weggelegt auf. Diese hatten jedoch den Anschein, dass die Händler sie mitgebracht hatten – vielleicht als Bezahlung für ... für was? Kevin hatte keine Anzeichen davon bemerkt, dass Nowar und seine Leute Sandelholz zum Handeln geschlagen hatten. Was hatte Nowar also im Tausch gegen die Fässer und Gewehre gegeben?

Als sie beim Strand angelangt waren, entschied Kevin, dass Nowars Eifer, die Patons zum Bleiben auf der Insel zu überreden, tatsächlich etwas mit den Händlern zu tun haben musste. Womöglich hatte er den Händlern versprochen, die Missionare irgendwie loszuwerden. War es nicht das, was die Händler wollten? Womit sie gedroht hatten?

Kevin wollte gerade mit den Patons und dem Kapitän zur Dayspring zurückkehren, da erblickte er Mr. Samson, der mit einem Kanu der Eingeborenen an Land gekommen war und bei den Matrosen in der Nähe des Beibootes wartete.

»Kevin, ich möchte, dass du mit mir an Land bleibst«, sagte der Erste Offizier. »Wir müssen ein neues Rundholz aus einem der Bäume dort oben sägen. Ich werde deine Hilfe brauchen.«

Nachdem er Klein Bob den ganzen Nachmittag getragen hatte, war Kevin nicht unbedingt auf eine neue Aufgabe aus – erst recht nicht, wenn diese daraus bestand, einen Baum zu fällen, die Äste zu entfernen und ihn dann zum Strand hinunter zu ziehen. Aber er war schließlich nicht zum Vergnügen auf der Insel.

Es war bereits dunkel, als sie das neue Rundholz fertig hatten. Häuptling Nowar und die anderen Eingeborenen waren nicht in ihr Dorf zurückgekehrt, sondern hatten am Strand ein Lager aufgeschlagen, mit einem großen Feuer und einfachen Unterständen aus Bananenblättern. Anstatt sich zu ihnen zu gesellen, machten Mr. Samson und Kevin etwa eine viertel Meile weiter unten am Strand ein eigenes Feuer. Der Erste Offizier hatte zusätzlich die Aufgabe des Schiffszimmermanns. Also entfernte er zuerst einmal die Rinde von dem dünnen Stamm und brachte ihn danach in die richtige Form für ein Rundholz.

»Warum läufst du nicht mal hinüber und siehst zu, ob du nicht etwas zu essen für uns besorgen kannst?«, schlug Mr. Samson vor.

»Im Dunkeln?«

»Warum nicht? Du wirst dich schon nicht verlaufen. Geh' nicht in den Dschungel und nicht ins Wasser. Geh' einfach immer nur den Strand entlang zu dem anderen Feuer.«

»Ja, aber ... diese Leute sind Kannibalen.«

»Solange sie die Dayspring vor Augen haben, werden sie nichts machen.«

Zögernd machte sich Kevin auf den Weg durch die Dunkelheit, zur Rechten das sanfte Rauschen der Wellen, zur Linken die nächtlichen Geräusche des Dschungels. Je weiter er sich von Mr. Samson entfernte und je näher er Häuptling Nowars Feuer kam, desto langsamer wurden seine Schritte.

Ein tiefes Grollen kam von irgendwo aus dem Landesinneren und die Erde bebte wie ein Schiff, das zu hart am Dock angelegt hatte. Kevin verkrampfte sich und blickte hinauf zum Gipfel des Vulkans. Ein Schwall rot glühender Funken stob aus dem Schlot und vermischte sich mit der Rauchfahne über der kahlen Bergspitze.

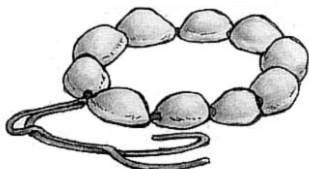
Raue See

Die Erde erbebte von neuem, und diesmal fiel Kevin auf seine Hände und Knie. Aber die Wellen rollten weiter auf den Strand und die Nachtvögel riefen weiter aus dem Dschungel, als ob nichts Ungewöhnliches passiert wäre. Kevin sah zurück zu Mr. Samson und den Strand hinunter zu den Eingeborenen.

Außer ihm schien niemand über den Vulkan beunruhigt zu sein, also stand er schließlich auf und ging weiter Richtung des Feuers der Dorfbewohner. Aber er behielt den Gipfel des Mount Yasur im Auge und überlegte, was er wohl tun würde, wenn der Vulkan ausbräche ... Er hatte keine Idee! Vielleicht ins Meer laufen?

Im Schatten der provisorischen Unterstände näherte sich Kevin unbemerkt dem Lager der Eingeborenen. Einige Dorfbewohner waren mit dem Bau einer weiteren Hütte aus Bananenblättern beschäftigt, aber die beiden Häuptlinge saßen beim Feuer und schienen sich ernsthaft über etwas zu unterhalten. Kevin wollte gerade hinter einem Unterstand hervortreten, als er Häuptling Nowar etwas über ›Missi Paton‹ sagen hörte.

Er blieb im Schatten und beobachtete. Mit zornigem



Blick machte Pavingin eine wegwerfende Handbewegung. Scheinbar war er entschieden gegen Nowars

Worte. Dann sprach Pavingin sehr ernst, wobei er mit dem Finger auf Nowar zeigte. Plötzlich hob er seine Arme hoch, als wenn er ein Gewehr hielt, und sagte: »Päng! Päng!« Danach tat er mit seinen Händen so, als ob er etwas trinken würde. Er machte große Kreise mit den Armen, als wenn er sich mit mehr und mehr beladen wollte. Während er redete, verstand Kevin mit einem Mal die Worte: »McNeil versprechen. McNeil versprechen. McNeil versprechen.«

Kevin stockte der Atem. Häuptling Pavingin redete über Gewehre, Rum und McNeil nur kurz nachdem Nowar John Paton erwähnt hatte. Hatte der Holzhändler ihnen Rum und Gewehre versprochen, wenn sie dafür die Missionare umbrachten? Das schien die einzige mögliche Erklärung zu sein.

Dann wurde Häuptling Nowar sehr aufgebracht, aber Kevin konnte nicht herausfinden warum. Wollte er Paton beschützen, wie er es noch am Nachmittag versprochen hatte? Oder war er eifersüchtig, dass Pavingin die Belohnung aus Rum und Gewehren einstreichen könnte, bevor er es selber tat?

Schließlich löste der alte Häuptling das Band aus weißen Muscheln von seinem Arm und band es Pavingin um. Nowar schien so erregt und aufgebracht zu sein, dass Kevin nichts verstehen konnte außer »Missi Paton«. »Missi Paton« dies und »Missi Paton« das; Nowars gellendes Schreien wurde immer leidenschaftlicher. Und dann hob der Alte seinen schweren Stab wie eine Keule über Pavingins Kopf. Dieser hatte offensichtlich Angst, nickte heftig mit dem Kopf und hob die Hände – zum Schutz oder

als Bitte um Gnade ... oder zum Versprechen, dass er Nowars Plan ausführen wollte?

Kevin war sich nicht sicher.

Geduckt schlich sich Kevin aus dem Lager fort und eilte dann zurück zu Mr. Samson. Unwillkürlich wurden seine Schritte schneller. Er versuchte sich zu beruhigen, aber der Gedanke, dass die Eingeborenen ihn mit Speeren und Keulen verfolgen könnten, ließ ihn plötzlich losrennen. Schneller, immer schneller – er war in seinem ganzen Leben noch nie so schnell gerannt.

Er erreichte den Ersten Offizier gerade als das Beiboot auf dem Strand auflief.

»Der Kapitän ist ein wenig beunruhigt wegen dem Vulkan«, meinte einer der Matrosen. »Er will, dass ihr so bald wie möglich zum Schiff zurückkommt.«

Mr. Samson sah sich um und erblickte Kevin, der mühsam nach Luft rang. »Gut, dass du da bist«, sagte er. »Binde dieses Seil um unser neues Rundholz und roll es dann ins Wasser. Lass uns machen, dass wir hier wegkommen!«

An Bord der Dayspring wurde gerade alles für eine baldige Abfahrt vorbereitet. Der Kapitän meinte: »Ich will, dass alles bereit ist, aber wir werden den Anker nicht vor morgen früh lichten, es sei denn, Mount Yasur bricht aus. Ich will nicht in das Korallenriff gelangen, das die Insel umgibt.«

Während der Nacht verhielt der Vulkan sich ruhig, aber noch ehe sie am nächsten Morgen auslaufen konnten, kamen drei Kanus zur Dayspring hinaus.

Darin saßen Häuptling Nowar, Häuptling Pavingin und einige Dorfbewohner. John Paton trat an die Schiffsreling, um sich zu verabschieden.

Nachdem sie ein paar Minuten geredet hatten, drehte Paton sich um und rief nach dem Kapitän. »Kapitän Fraser, Häuptling Pavingin würde gerne mit uns zu seiner Insel Aniwa zurückkehren. Er möchte wissen, ob wir eine Leine an seinem Kanu festmachen und ihn hinter uns her ziehen können.«

»Das würde ich nicht empfehlen«, meinte der Kapitän. »Es sieht nach einem ruhigen Tag aus, aber man weiß nie, ob nicht vielleicht eine fiese Welle kommt, die das Kanu umwerfen könnte, besonders wenn wir es hinter uns her ziehen. Lasst ihn doch einfach an Bord kommen. Dann spielt es keine große Rolle, ob das Kanu umschlägt.«

Kevin wollte John Paton gerne erzählen, was er letzte Nacht am Strand belauscht hatte, aber dazu war keine Zeit. Mr. Samson gab Befehl zum Anker lichten, ließ die Segel setzen und machte das Schiff startklar. Während der letzten Wochen auf See hatte Kevin viele Aufgaben eines Matrosen gelernt, aber nun ließen ihm eben diese Aufgaben keine Zeit, mit Paton zu sprechen. Währenddessen kletterte der große Häuptling der Eingeborenen über die Reling auf die Dayspring und wurde zum Passagier auf ihrer Fahrt nach Aniwa.

Sie waren etwas über eine Stunde auf See, da befahl Mr. Samson: »Kevin, fang schon mal an, die Ausrüstung der Patons an Deck zu bringen. Wir sind bald da.«

»Bald wo?«

»Aniwa. Willst du mich auf den Arm nehmen? Mittlerweile solltest du wissen, dass du meine Anweisungen zu befolgen hast.«

»Natürlich, Sir.« Kevin sprang von der Rolle Seil, auf der er sich ausgeruht hatte. »Ich kann nur kein Land sehen ... oder ist es da vorn?« Angestrengt blickte er auf eine kleine, flache Insel mit etwas grün darauf.

»Ja, das ist es! Nicht viel zu sehen, nicht wahr?«

»Nein, Sir. Ist die Insel bewohnt?«

»Anscheinend, ja. Aber jetzt bringst du besser die Ausrüstung und die Vorräte hoch.«

Kopfschüttelnd ging Kevin unter Deck. Kein rauchender Vulkan, keine schroffen Berge. Und selbst die Bäume – wenn es denn überhaupt welche sein sollten – schienen zu klein zu sein, um bei den regelmäßig über Süd Pazifik hinweg fegenden Hurrikans Schutz zu bieten.

Als er die Sachen der Patons zusammenpackte, hörte er den Ersten Offizier den Befehl zum Anker werfen geben. Waren sie etwa schon im Hafen der Insel angekommen? Aber als Kevin mit einigen Taschen, die die Patons mit an Land nehmen wollten, an Deck kletterte, sah er, dass sie nicht in einem schönen Hafen geankert hatten.

Er zeigte auf eine Linie tosender Brandung in etwa hundert Fuß Entfernung vom Schiff, die sie von der fast hundert Yards dahinter liegenden Insel trennten.

»Ist das ein Riff?«, fragte er einen Matrosen in der Nähe.

»Na, und ob das ein Riff ist! Es umschließt die ganze Insel wie ein Gürtel.«

»Wie sollen wir dann an Land kommen?«

»Mitten durch. Irgendwo wird es eine kleine Lücke geben.«

Der Anblick der tosenden Wellen ließ Kevin erschauern. Dagegen war die Brandung am Strand von Tanna ein Kinderspiel gewesen. Was würde geschehen, wenn das Boot in einen Strudel geriet und auf das Riff geschleudert würde? Innerhalb von Minuten wären von dem ganzen Boot nur noch ein paar umherwirbelnde Latten übrig.

Die alte Panik vor dem Ertrinken überfiel ihn wieder und ihm wurde ganz schwindelig.

»Was ist los mit dir, Junge?«, fragte Mr. Samson. »Du hast noch eine ganze Menge Vorräte hochzubringen. Nun aber los! Wir werden fünf- bis sechsmal hin und her fahren müssen, ehe wir alles an Land haben. Ich habe keine Lust, im Dunkeln zu fahren.«

Kevin stolperte die Stufen hinunter. Gab es vielleicht eine Möglichkeit für ihn, an Bord des Schiffes zu bleiben? Würde der Kapitän darauf bestehen, dass er an Land ginge? Vielleicht könnte er etwas sagen ...

»Du siehst nicht gut aus. Ist alles in Ordnung, Kevin?«, fragte Mrs. Paton. »Hier, könntest du Bob für einen Augenblick nehmen? Ich habe etwas in der Kabine vergessen.«

Als sie zurückkam, gab er ihr den Jungen und eilte an ihr vorbei, damit sie nicht noch mehr Fragen stellen konnte. Sein Atem ging schwer, wie nach einem langen Lauf, und in seinem Kopf drehte sich alles. Er konnte nicht durch die Wellen hindurch. Er würde ganz sicher aus dem Boot geschleudert werden und ertrinken. Er musste sich etwas einfallen lassen.

Als er die persönlichen Sachen der Patons an Deck gebracht hatte, wollte er wieder nach unten eilen, um auch noch die Vorräte zu holen, die sie auf der Insel benötigen würden, als Mr. Samson nach ihm rief. »Komm rüber nach Steuerbord und hilf mir, das Beiboot ins Wasser zu lassen. Du wirst dabei helfen, die erste Sendung ins Boot zu laden. Ein paar von den größeren Männern werden die Fässer und Kisten tragen.« Kevin ging einfach weiter, als wenn er Mr. Samson nicht gehört hätte.

»Kevin Gilmore!«, dröhnte die Stimme des Ersten Offiziers. »Du kommst sofort an Deck und hilfst mir, das Boot zu Wasser zu lassen. Was ist heute bloß mit dir los? Hörst du schlecht?«

»Aye, aye, Sir«, antwortete Kevin. Er schwankte über das Deck, als wenn das Schiff von einem schweren Sturm hin und her geworfen würde. Er konnte bereits das Donnern der Wellen hören, die sich am Korallenriff brachen, aber er vermied es, auf die Furcht erregende See hinauszublicken.

Sobald das Beiboot zu Wasser gelassen war, kletterten die Patons mit einem Teil ihrer Habe hinein und setzten sich. Kevin hockte sich auf seinen Platz am Ruder. Dabei hatte er sorgsam darauf Acht, mit dem Rücken zu den tosenden Wellen zu sitzen. Dann ruderten sie von der Dayspring weg. Kapitän Fraser stand im hinteren Teil des Bootes und steuerte das Ruder mit den Knien. Er beschattete seine Augen mit den Händen, um so das blaue Wasser zwischen dem Riff besser sehen zu können.

»Gleichmäßig weiter rudern, jetzt, Leute ... So ist es gut, jetzt sehe ich es. Haltet auf die Durchfahrt zu.

Nein! Nein! Nein! Kevin, ich sagte, auf die Durchfahrt zuhalten. Vergessen, auf welcher Seite du sitzt?«

Einen Augenblick später gab der Kapitän Anweisung: »Geradeaus, jetzt. Sachte. Ist mächtig eng hier.«

Während Kevin ruderte, hatte er seinen Blick fest auf die Bootsplanken geheftet. Er spürte, wie das kleine Boot auf den Wellen auf und nieder tanzte, während sie durch die schmale Passage glitten.

Mrs. Paton saß auf ihrem Platz hinten im Boot und war gerade damit beschäftigt, irgendetwas in einer ihrer Taschen zu suchen. Je näher sie der Brandung kamen, desto unruhiger wurde die Fahrt. Plötzlich verlor Klein Bob das Gleichgewicht. Seine Füße berührten schon nicht mehr den Boden und er kippte über die Bootswand in die schäumenden Wellen.

Kevin schnellte von seinem Sitz hoch, schleuderte das Ruder fort und griff beherzt nach dem Kind. Bei dem Versuch, Klein Bob zurück ins Boot zu ziehen, krachte er mit seiner Schulter gegen das Dollbord. Der Kleine war kaum in Sicherheit, als das Boot in ein Wellental fiel. Kevin konnte sich nicht mehr rechtzeitig halten und stürzte kopfüber in die tosenden Wellen.

Als er damals in Sydney vom Dock ins trübe Wasser gestoßen wurde, war alles um ihn herum ganz dunkel gewesen. Im Gegensatz dazu war das Wasser jetzt funkelnd weiß und blau. Die Strömung wirbelte ihn herum. Über sich sah er einen großen dunklen Schatten. Der Schatten drückte ihn runter ... immer weiter runter ... Aus den Augenwinkeln konnte er



die scharfkantigen Korallen sehen. Das Boot über ihm drückte ihn geradewegs in die Korallen!

Kraaacks! Das Boot hatte ihn auf das Riff gedrückt.

Der Schmerz in seinem Bein war so stark, dass er aufschrie und im selben Moment eine Ladung Seewasser in die Lungen bekam. Wie das brannte!

Dann war er plötzlich an der Oberfläche, wo ihn starke Arme zurück ins Boot zogen. Er hustete und würgte, während er mit dem Bauch über einer Sitz-

bank lag und von einem der Matrosen heftig auf den Rücken geklopft wurde, um seine Lunge vom Seewasser zu befreien. Er erbrach, was noch von seinem Frühstück übrig war. Danach brannten ihm Hals und Lunge wie Feuer.

Kapitän Fraser ließ einen der Männer das Ruder holen, das Kevin fallen gelassen hatte. Dann sagte er: »Das war sehr mutig von dir, mein Sohn. Du hast dem Kind das Leben gerettet. Bist du in Ordnung?«

Kevin wandte sich um und blickte mit trüben Augen zu Mrs. Paton hinüber, die Klein Bob fest an sich gepresst hatte.

»Ich ... ich glaube, ich ... aua!« Bei dem Versuch, sein Bein zu bewegen, schrie Kevin vor Schmerz auf. »Mein Bein!«

Mit der Hilfe des Seemanns, der neben ihm auf der Bank saß, gelang es Kevin, sich umzudrehen und auf die Bank zu kommen. Dabei beugte er sich vor, um sein Bein zu betrachten. Unterhalb des Knies hing seine Hose nur noch in Fetzen herab und es war offensichtlich, dass das Dunkle auf dem Stoff nicht etwa Wasser, sondern Blut war.

John Paton kam schnell nach vorn und kniete sich vor Kevin hin. »Bevor ich zu den Inseln aufgebrochen bin, hatte ich eine medizinische Ausbildung«, sagte er. »Lass mich mal sehen.«

Vorsichtig krepelte er Kevins Hosenbein hoch, während der Junge wegen des Schocks heftig zitterte. Eine tiefe Fleischwunde gab den Blick frei auf weiße Knochen. Sanft bewegte er Kevins Knöchel hin und

her. Kevin biss sich auf die Lippen, als der heiße Schmerz sein Bein durchzuckte.

Der Missionar blickte über seine Schulter. »Ich fürchte, Kapitän, dass er Euch in nächster Zeit wenig nützlich sein wird. Es ist zweifelsfrei gebrochen.«

»Regen« von unten

Der weiße Sand am Strand von Aniwa blendete Kevin so stark, dass er davon Kopfschmerzen bekam. Jedoch war er dankbar für die Abwechslung, denn sie lenkte ihn von dem Schmerz in seinem Bein ab. John Paton hatte den gebrochenen Knochen gerichtet und sein Bein mit zwei Fassdauben fixiert.

»Du wirst dein Bein eine Weile nicht gebrauchen können«, meinte er. Dann stand er auf und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht.

»Kann ich keine Krücken nehmen?«

»Das wird noch etwas dauern. Aber im Augenblick solltest du dein Bein so viel wie möglich hochlegen, damit die Schwellung zurückgeht. Ich hoffe nur, dass sich die Wunde nicht entzündet. Jetzt werde ich mit dem Kapitän reden.« Mr. Paton wandte sich um und schritt auf das Wasser zu. Das Beiboot landete gerade zum dritten Mal mit Vorräten vom Schiff. Fässer und Kisten stapelten sich bereits um Kevin herum im Schatten der Palmen. In der Nähe wachte Mrs. Paton über den schlafenden kleinen Bob.

In einiger Entfernung hatten sich bereits ein paar Eingeborene der Insel versammelt. Häuptling Pavingin unterrichtete sie bereits über die Ziele der Missionare. Kevin beobachtete die Gruppe argwöhnisch. Planten sie etwa einen Angriff, sobald die Dayspring



wieder fortgesegelt war? Oder erzählte er ihnen, dass sie sich glücklich schätzen konnten, einen eigenen »Missi« zu haben? Er musste Paton unbedingt von der Unterredung Pavingins mit Nowar berichten, die er am Abend vorher belauscht hatte.

Die Dayspring lag noch zwei Tage in der Bucht vor Anker, während John Paton und der Kapitän zusammen mit den Eingeborenen nach einem Platz Ausschau hielten, auf dem die Missionare ein Haus errichten konnten. »Es muss auf einem Stück Land sein, das ich von den Eingeborenen kaufen kann«, erklärte Paton während des Abendessens an einem provisorisch errichteten Tisch am Strand. »Ich habe auf Tanna meine Lehre gezogen. Es darf nicht wieder zum Streit darüber kommen, ob ich dort leben kann oder nicht.«

Als die Gefahr durch wütende Eingeborene erwähnt wurde, platzte Kevin schließlich mit dem Gespräch heraus, das er belauscht hatte.

Paton hörte mit ernstem Gesicht zu. »Nun, es ist offensichtlich, dass McNeil und Williams weiterhin ihr Bestes geben werden, um uns loszuwerden.« Aber dann streckte er seine Faust in die Höhe und rief aus: »Das macht uns neuen Mut. Er weiß um die verändernde Kraft des Wortes Gottes. Es verändert Menschen. Sie beginnen, ein neues Leben zu leben. Selbst diejenigen, die nicht an Gottes Wort glauben, verlassen ihre alten, schlechten Gewohnheiten in Gesellschaft mit Menschen, bei denen das Evangelium Wurzeln schlagen konnte. Das ist die verändernde Kraft des Heiligen Geistes. Preis dem Herrn!«

»Aber ... aber werdet Ihr nicht mit Pavingin darüber

sprechen?«, fragte Kevin. »Er plant vielleicht, Euch zu töten.« Er sah in die Runde. »Oder uns alle.«

»Vielleicht plant er wirklich etwas.« John Paton wischte sich mit einer Serviette den Mund ab und strich sich über den Bart. »Aber dann hat er wahrscheinlich die Hälfte der Inselbewohner auf seiner Seite.«

Als er bemerkte, wie die anderen ihn anstarrten, fügte er hinzu: »Das bedeutet nicht, dass sie damit auch Erfolg haben werden. Wir müssen einfach wachsam sein. Diese Insulaner sind interessante Menschen. Solange man sie im Auge behält, werden sie einen nicht angreifen. Aber in dem Moment, wo man sich sicher fühlt, sehen sie ihre Chance zum Angriff.«

Am nächsten Morgen ließ Kapitän Fraser die Segel setzen. »Kevin, mach dich bereit, mit uns aufs Schiff zu gehen.«

Kevin's Magen fühlte sich an wie ein nasser Lappen, der ausgewrungen wurde. Es war ihm gelungen, seit seinem Unfall an Land zu bleiben. Er konnte zwar mit einem Paar selbstgezimmerten Krücken ein wenig umhergehen, aber der Gedanke, wieder auf dem Wasser zu sein ...

»Oh, Kapitän Fraser«, fiel Paton ein, »es wäre besser, den Jungen noch eine Weile hier bei uns zu lassen. Die Wunde könnte sich immer noch infizieren. Außerdem wäre er Euch auf dem schwankenden Deck wenig nützlich.«

Der Kapitän nahm seinen Hut vom Kopf und strich sich über die Stirn. »Das ist wahr, aber es wird einige

Monate dauern, ehe wir wieder herkommen werden.«

»Bis dahin sollte das Bein wieder geheilt sein«, sagte Paton. »Was meinst du, Kevin? Hältst du es hier aus, mit dem Sand und den Kokospalmen? Du könntest dann auch Häuptling Pavingin im Auge behalten.«

Erleichtert atmete Kevin auf. »Ja, Sir. Und sobald mein Bein geheilt ist, werde ich Euch auch beim Hausbau helfen.«

Eine Woche später konnte Kevin sich schon ziemlich geschickt auf seinen Krücken umherbewegen, und die Wunde an seinem Bein schien sich auch nicht zu entzünden. John Paton führte ihn und Mrs. Paton, die Klein Bob trug, auf eine hübsche Anhöhe, die hoch über dem Malaria verseuchten Sumpfland der Küste lag.

»Die Eingeborenen sind bereit, uns dieses Stück Land im Tausch gegen ein paar Äxte zu überlassen, damit wir hier ein Haus bauen können«, sagte er. »Von dem Bananenstrauch dort unten bis zu der Lichtung da drüben, und dann hinunter bis zum Weg gehört dann alles uns. Was meinst du dazu?«

»Ich finde es wunderschön hier«, sagte Mrs. Paton. Sie setzte Klein Bob auf den Boden und ließ ihn ihren Finger festhalten, während er umherstapfte.

»Gut. Kevin, meinst du, dass du mir morgen helfen kannst, mit dem Bau zu beginnen?«

Kevin lächelte und zog die Schultern hoch. »Ich werde mein Bestes geben.«

Am nächsten Morgen machten sie sich zuerst daran, den Boden zu begradigen. Kevin fand schnell heraus, dass er sich auf seine Krücken stützen konnte und dann mit seiner Hacke fast ebenso schnell war wie John Paton. Gemeinsam brachen sie den harten Boden auf. Dann schleppte Paton die Erde von der Spitze des Hügels hinunter.

Nach einer Weile hatte Kevin das Gefühl, seine Hacke stoße auf Steine, stellte dann aber erstaunt fest, dass es sich um Knochen handelte. Nachdem er einige davon ausgegraben und von Erde befreit hatte, sah der Missionar die Fundstücke etwas genauer an. »Das sind menschliche Knochen.« Er grub noch weiter. »Hier liegen noch hunderte herum, gleich unter der Oberfläche.« Paton wandte sich an einen der Eingeborenen, der sie bei der Arbeit beobachtet hatte. »Ist das hier ein Friedhof?«

Der Eingeborene zuckte nur mit den Schultern und Paton befahl ihm, Häuptling Pavingin zu holen. Als dieser endlich erschien, fragte Paton ihn: »Was haben die Knochen hier zu bedeuten? Ist das hier eine Begräbnisstätte des Stammes?«

»Oh, nein, Missi! Das sind nicht die Gräber unserer Ahnen. Das hier ist nur eine Abfallgrube.«

»Eine Abfallgrube voll mit Menschenknochen? Wie sind sie hierher gekommen?«

»Wir haben sie einfach hineingeworfen, als wir fertig waren.«

»Fertig? Fertig? Du meinst, ihr habt diese Knochen einfach fortgeworfen, als ihr mit eurer Menschenmahlzeit fertig wart?«

»Natürlich, Missi. Du denkst doch nicht etwa, dass wir Knochen essen, oder?« Nachdrücklich schüttelte er den Kopf. »Wir sind doch nicht wie die Wilden auf Tanna. Wir essen keine Knochen. Das wäre unzivilisiert!«

Paton stand mit offenem Mund da. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Also, ihr habt uns einen eurer heiligen Plätze verkauft, auf dem Kannibalenfeste gefeiert wurden? Habt ihr etwa geglaubt, eure Götter würden so erzürnt sein, dass sie uns auf der Stelle töten würden?«

»Vielleicht fortjagen«, meinte Pavingin grinsend. »Aber ihr seid noch da.«

»Das stimmt. Und wir werden auch hier bleiben. Sag das deinen Leuten! Sag ihnen, dass wir seit einer Stunde Knochen ausgraben und uns nichts Schlimmes passiert ist.«

Pavingin hob die Schultern und ging zusammen mit dem anderen Eingeborenen den Hügel hinunter.

»Das wird uns noch von Nutzen sein«, meinte Paton zu Kevin. »Wenn sie sehen, dass es uns gut geht, haben wir bewiesen, dass unser Gott stärker ist als ihre Götter.«

Sie gruben noch eine Weile weiter, dann hielt Paton inne und stützte sich auf seine Schaufel. »Als ich auf Tanna war, ist etwas Ähnliches passiert. Die Menschen dort glaubten, dass die stärkste Zauberkraft von verfluchten Nahrungsmitteln ausginge, die sie verfluchen, während man davon isst.

Als ich eines Tages gerade am Beten war, kamen drei Zauberpriester und erklärten, dass Gott keinerlei

Kraft besäße. Sie sagten, dass sie mich töten könnten, indem sie einen Fluch über etwas aussprechen würden, das ich gerade gegessen hatte. Nun, es wuchs ein Pflaumenbaum in der Nähe. Ich pflückte also drei Pflaumen, biss hinein und gab sie den Priestern. Gleich wie Elia und die Propheten des Baal im Alten Testament forderte ich sie heraus. ›Gebt euer Bestes‹, sagte ich.«

»Hattet Ihr keine Angst?«, fragte Kevin.

»Wovor denn? Vor einem Gott, der keiner ist? Ich habe sie einfach verspottet. Die Zauberer haben dann mit ihrem Ritual angefangen, das mich verdammen sollte. Die Eingeborenen waren ganz aufgebracht, aber ich habe nur gesagt: ›Beeilt euch! Ruft eure Götter zur Hilfe! Ich bin immer noch am Leben. Es geht mir sogar ausgesprochen gut.«

Nun, das ging noch eine ganze Woche so weiter. Und am nächsten Sonntag dann waren sie alle überzeugt, dass unser Gott der einzige und wahre und lebendige Gott ist! Das war ein großartiger Beweis!«

John Paton ging zurück an die Arbeit, aber Kevin hatte immer noch ein komisches Gefühl dabei, menschliche Knochen auszugraben.

Sechs Wochen später waren die ersten beiden Zimmer des neuen Hauses fertig, was das Leben wesentlich angenehmer machte. Kevin konnte bereits die ersten Schritte ohne Krücken gehen. Manchmal hatte er schon noch Schmerzen in seinem Bein und er humpelte auch noch sehr, aber es wurde immer besser.

Die kleine Insel Aniwa besaß weder Berge, die die Regenwolken aufhalten konnten, noch Felsspalten, Flussbetten oder Seen, in denen sich das Regenwasser sammeln konnte. Daher gab es während der Trockenzeit auch keine Möglichkeit, frisches Trinkwasser zu bekommen. An Stelle dessen tranken die Eingeborenen Kokosmilch oder abgestandenes Wasser aus Schlammlöchern, wodurch sie leicht krank wurden.

Obwohl die Oberfläche der Insel nur aus Sand bestand, der an der höchsten Stelle kaum mehr als dreihundert Fuß aufgeworfen war, hatte John Paton die feste Überzeugung, dass sich darunter ein Trinkwasserreservoir befand. Aber als er vorschlug, einen Brunnen zu graben, erntete er nur Gelächter von den Eingeborenen. »Oh, Missi, weißt du denn nicht? Regen kommt nur von oben, niemals aus der Erde.«

Paton fing an zu lachen.

»Was haben sie gesagt? Was haben sie gesagt?«, fragte Kevin. Als Paton übersetzt hatte, musste er auch lachen.

»Nein«, erklärte ihnen der Missionar. »In meinem Land kommt frisches Wasser auch aus der Erde. Ich hoffe, dass das bei euch hier auch der Fall sein wird.« Er griff nach einer Schaufel. »Kevin, komm her. Wir werden ihnen zeigen, was ein Brunnen ist. Sie können sich keine Vorstellung davon machen. Aber wir wollen beten, dass wir frisches Wasser finden und nicht etwa Salzwasser, das vom Meer her eingesickert ist.«

Nachdem Paton und Kevin eine Weile gegraben hatten, sagte der älteste Häuptling sanft: »Missi, in dei-

nem Kopf ist etwas verkehrt. Du machst einen dummen Fehler! Lass deine Leute nicht hören, dass du nach Regen von unten suchst; sie werden sonst nicht mehr auf deine Worte hören.«

Paton übersetzte für Kevin und meinte dann: »Grab' einfach immer weiter. Es hat keinen Sinn, mit ihnen zu streiten.«

»Armer Missi!«, seufzte der alte Häuptling eine Stunde später. »So fängt es immer an, wenn sie verrückt werden. In ihrem Kopf ist eine Idee, die nicht mehr fortgehen will. Es ist ein Jammer!« Dann wandte er sich an einen seiner jüngeren Männer. »Behalt' sie im Auge und greif ein, wenn sie sich das Leben nehmen wollen.«

Kevin und Paton wechselten sich bei ihrer Arbeit ab. Einer stand im Loch und grub, der andere zog einen Eimer mit Sand nach oben. Am Nachmittag waren sie so erschöpft, dass sie kaum aus der Grube klettern konnten, die bereits tiefer war als ein Mann, der seinen Arm ausstreckte.

»Kevin, geh' zum Haus hinüber und hol' den Beutel mit den Angelhaken. Wir wollen doch mal sehen, ob wir nicht ein wenig Hilfe von den Kerlen bekommen können.«

Als Kevin zurückkehrte, hatte Paton bereits einen Handel abgeschlossen: einen Angelhaken für drei aus der Grube geschaffte Eimer Sand.

Das klappte gut, aber als sie am nächsten Morgen wieder an die Arbeit gehen wollten, mussten sie feststellen, dass über Nacht die Seitenwände des Brunenschachtes eingestürzt waren. Die Eingeborenen

weigerten sich nun, wieder in das Loch hinabzusteigen.

»Meint Ihr, dass es Pavingin war?«, fragte Kevin.

Paton untersuchte die Wände und den lockeren Sand in der Grube. »Ich glaube nicht. Ich finde keine Fußspuren oder Anzeichen dafür, dass jemand die Wände zum Einsturz gebracht hätte. Die Erde hier ist so weich, dass sie von selbst ins Rutschen kommen kann. Wir müssen Gott danken, dass niemand unten war, als es passiert ist. Aber was nun?« Er kratzte sich am Bart.

»Daheim in Sydney habe ich mal gesehen, wie ein Brunnen gegraben wurde. Man hat die Wände mit Sandstein abgesetzt. Könnte man nicht auch Korallengestein nehmen?«

»Gute Idee«, meinte der Missionar. »Es wird eine Menge Arbeit machen, aber ...«

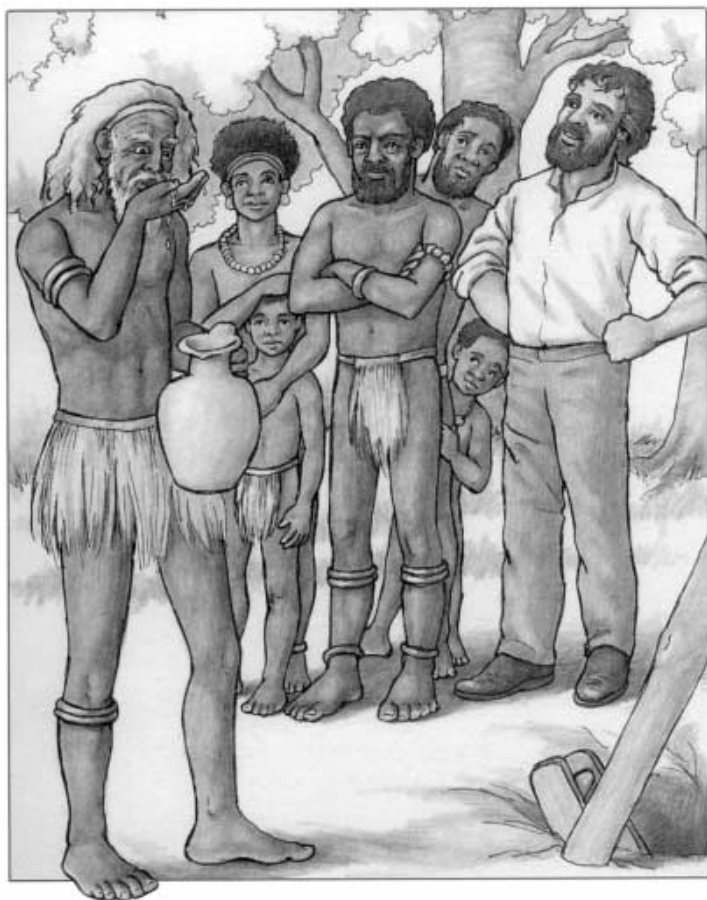
Viele Tage schwerer Arbeit folgten, ehe sie ein etwa dreißig Fuß tiefes Loch gegraben hatten. Doch dann bemerkten sie endlich, dass der Sand feucht wurde. Abends kletterte Paton aus der Grube und erklärte: »Ich glaube, dass Gott uns morgen Wasser aus dem Brunnen schenken wird!« Er wiederholte seine Ankündigung noch einmal in der Sprache der Eingeborenen.

Der alte Häuptling schüttelte den Kopf. »Es wird kein Regen sein. Wenn überhaupt, wirst du höchstens hindurch ins Meer rutschen und von den Hai-fischen gefressen werden.«

Am nächsten Morgen betete Paton im Beisein der versammelten Häuptlinge – Pavingin eingeschlossen

– und den anderen Eingeborenen. Dann hielt er einen Krug empor. »Seht her, er ist ganz leer.« Dann kletterte er in den Brunnen hinab.

Kevin hörte, wie er weiter grub und zog schon bald darauf drei Eimer feuchte Erde hoch. Dann hörte man nichts mehr.



Nach einigen Minuten der Stille rief Kevin hinab:
»Alles in Ordnung?«

»Oh, ja!« Da war etwas in Patons Tonfall, das Kevin noch nie zuvor gehört hatte, aber es klang irgendwie fröhlich ... Bald darauf erklang ein Summen aus der Tiefe, dann ein Lied.

Der Gesang hörte auf. »Kevin, hilf mir hier heraus!«

Bald darauf stand Paton am Brunnenrand, den Krug in der Hand, mit grinsendem Gesicht und Hosenbeinen, die bis zu den Knien nass waren. Er blickte in die Runde der versammelten Insulaner und reichte Häuptling Namakei den Becher, dem ältesten und einflussreichsten Häuptling der Insel, und nicht etwa Pavingin. »Versuch das!«, sagte er.

Alle drängten sich um den Häuptling, der den Krug schüttelte, etwas in seine Hand goss und schließlich probierte. Seine Augen weiteten sich. »Regen! Regen! Ja, es ist Regen! Aber wie hast du das gemacht?«

»Ich habe dir doch gesagt«, meinte Paton grinsend, »dass Gott es uns aus Seiner eigenen Erde gegeben hat. Geh' und sieh selbst!«

»Missi, wirst du uns das Lied lehren, das Regen macht?«, bat Häuptling Namakei.

»Es ist nicht das Lied. Es ist unser Gott, der uns liebt und uns gerne hilft.«

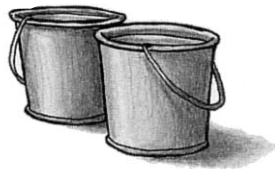
»Nun, wirst du uns dann von Ihm erzählen?«

Wieder auf See

Da es schon lange nicht mehr geregnet hatte, schöpften die Eingeborenen eifrig Wasser. Aber egal wie viel Eimer sie emporzogen, wurde der Brunnen nicht leer und das Wasser wurde nicht salzig.

Am Sonntag bat Häuptling Namakei John Paton, zu seinem Volk zu predigen. Als Paton dem zustimmte, rief er alle Leute zusammen. Häuptling Pavingin war auch dabei, doch stand er etwas abseits der Gruppe, als der alte Häuptling das Wort ergriff: »Männer, Frauen und Kinder von Aniwa, hört meine Worte. Seit Missi hier ist, hat er viele seltsame Dinge gesagt, von denen wir glaubten, dass sie Lügen seien. Aber das seltsamste, das er gesagt hat, war von dem Loch, das man in die Erde gräbt, um Regen zu bekommen!«

Paton übersetzte, während der alte Häuptling noch lebhafter wurde. »Wir dachten, dass er verrückt werden würde und haben uns über ihn lustig gemacht, aber das Wasser ist dennoch gekommen. Wir haben auch über andere Dinge gelacht, von denen er uns erzählt hat, weil wir sie nicht sehen konnten, besonders über euren Gott. Aber von diesem Tage an glaube ich, dass alles wahr ist, was er über euren Gott sagt. Die Götter Aniwas können nicht hören, können uns nicht helfen, wie Missis Gott es kann. Darum bezeuge ich heute, dass ich bereit bin, eurem Gott nachzufolgen und Ihn eines Tages von Angesicht zu Angesicht zu schauen, so wie Missi gesagt hat.«



Als der alte Häuptling seine Rede beendet hatte, liefen die Tränen in Strömen über Mrs. Patons Gesicht. »Das ist der Anfang einer Gemeinde auf Aniwa«, flüsterte sie Kevin zu. Der konnte kaum glauben, was gerade geschah. Diese halbnackten Heiden wollten Christen werden?

John Paton stand auf und räusperte sich ein paar Mal. Dann begann er, von Jesus zu erzählen. Noch am selben Nachmittag kamen der alte Häuptling und einige seiner Leute zum Haus des Missionars und brachten ihre Götzenfiguren, um sie verbrennen zu lassen.

Auch Häuptling Pavingin erschien mit einigen Hausgötzen, doch wartete er ab, bis die anderen ihre Figuren ins Feuer geworfen hatten. Dann wandte er sich an Paton: »Missi, als ich auf Tanna war, hat Häuptling Nowar mir dieses Band um meinen Arm gelegt, damit ich dich beschützen würde. Ich wollte es jedoch nicht, denn die Händler hatten uns viele Gewehre versprochen, wenn wir dich vertreiben würden. Aber ich musste Nowar mein Wort geben.

Ich habe dich nicht getötet, weil ich glaubte, dass unsere Götter dich mit ihrer Zauberkraft in die Flucht schlagen könnten. Aber jetzt sehe ich, dass sie keine Macht haben. Und nun will ich auch euren Gott dienen, so wie du uns gesagt hast.«

Das war es also! Häuptling Nowar hatte die ganze Zeit über versucht, die Patons zu beschützen. Kevin stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, während der junge Häuptling seine Götzen in die Flammen warf.

Zwei Tage danach saß Kevin gerade im Schatten eines Kastanienbaumes und passte auf Klein Bob auf, der im Sand spielte, als er aufs Meer hinausblickte und die großen weißen Segel eines Schiffes sah. Er packte den Kleinen und rannte zu John Paton.

»Die Dayspring! Ich glaube, sie ist zurück!«

»Wunderbar«, meinte der Missionar. »Aber was ist mit dir? Du siehst aus, als ob du einem Geist begegnet wärest.«

»Ich ... nun, ich ...« Kevin wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte schon lange nicht mehr an die Dayspring gedacht. Und nun wurde er plötzlich von der Aussicht überrascht, wieder auf See zu sein. Sein Bein war wieder geheilt, und obwohl er den Patons so viel wie möglich zur Hand ging, brauchten sie seine Hilfe nicht mehr unbedingt. Die Eingeborenen, die sich dem Evangelium zugewandt hatten, waren mehr als bereit, den Missionaren zu helfen.

Er hob die Schultern. »Es ist nur so, dass ich ... nun, es gefällt mir hier auf Aniwa.«

»Gut, das ist gut«, entgegnete Paton. »Aber erinnere dich an das, was ich dir über deinen Auftrag gesagt habe. Du musst dir über den Sinn deines Lebens klar werden, und wenn du hier herumsitzt, wirst du kaum mehr darüber herausfinden.«

»Aber ... wieder auf See zu sein, ich meine, nach allem, was passiert ist ...«

»Oh, ja. Du meinst, über Bord zu gehen. Das ist richtig. Du hast Angst vor dem Wasser, nicht wahr?«

Er strich sich über seinen Bart, nahm seinen Hut ab und setzte sich auf eine Kiste, die draußen vor dem

Haus stand. »Setz dich her. Ich möchte dir etwas erzählen.«

Da er nichts Passendes zum Sitzen fand, hockte Kevin sich einfach auf die Erde.

»Daheim in Schottland«, begann der Missionar, »als ich noch Pastor in Glasgow war, baten mich die Ältesten der Gemeinde inständig, dort zu bleiben, anstatt zu den Inseln der Südsee zu fahren. Sie boten mir ein hübsches Haus und mehr Lohn an, aber ich wusste, dass Gott mich gerufen hatte. Ein alter Herr konnte meine Entscheidung überhaupt nicht akzeptieren.

›Aber die Kannibalen‹, jammerte er. ›Die Kannibalen werden Euch auffressen!‹

Ich hätte mich nicht weiter mit ihm beschäftigt, wenn er nicht immer wieder mit derselben alten Warnung gekommen wäre. Also sagte ich ihm schließlich: ›Mr. Dickson, Ihr seid alt, und schon bald wird man Euren Körper ins Grab legen, wo er von Würmern gefressen werden wird. Welchen Unterschied macht es dann, wenn mein Körper von Kannibalen gefressen wird? Warum sollte ich ihn für die Würmer aufsparen? Ist es nicht wichtiger, im Leben und im Sterben dem Herrn Jesus zu dienen und Ihn zu ehren?«

John Paton schwieg einen Moment und saß da, als wenn der Sinn seiner Geschichte ganz offensichtlich wäre. Schließlich sagte er: »Verstehst du denn nicht, was ich sagen will? Jetzt bist du noch jung, aber eines Tages wirst auch du sterben. Welchen Unterschied macht es, ob Kannibalen, Würmer oder Fische deinen Körper fressen? Ist es nicht am wichtigsten, im Leben

und im Sterben dem Herrn Jesus zu dienen und Ihn zu ehren? Das meine ich, wenn ich dir rate, deinen Auftrag, deine Bestimmung zu finden. Nichts und niemand kann dir vor der Zeit das Leben nehmen, darum bist du frei, mutig das zu tun, was Gott von dir möchte.«

So hatte Kevin noch nie darüber nachgedacht. Für einen kurzen Augenblick durchströmte ihn dieser außerordentliche Mut, sich Gottes Schutz so sicher zu sein, dass man jeder Gefahr offen ins Auge sehen konnte.

Der Missionar fuhr fort: »Lies Matthäus 10,28–31, als Jesus seine Jünger unter ihre Feinde aussendet. Er sagte ihnen: ›Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten‹ – oder die es zumindest versuchen. Nicht einmal ein Spatz fällt zur Erde, wenn es der Vater nicht will. Dann sagte Jesus: ›Darum fürchtet euch nicht; ihr seid besser als viele Sperlinge.« Paton zog eine Augenbraue hoch und blickte zu Kevin. »Darum glaube ich, dass Er dich vor dem Ertrinken bewahren kann, wenn deine Zeit noch nicht gekommen ist. Was meinst du?«

Kevins Blick schweifte zum Haus der Missionare hinüber, wo Klein Bob gerade durch die Tür krabbelte und »Mama, Mama« rief. Wenn John Paton Gott vertrauen konnte, dass Er ihn und seine kostbare Familie vor Krankheit, Unfall und Kannibalen beschützen würde, dann könnte er, Kevin, Gott vielleicht ebenfalls vertrauen, dass Er ihn vor dem Ertrinken bewahren würde.

Andererseits ... »Mr. Paton, entschuldigt, wenn ich frage, aber was war dann mit Eurer ersten Frau und

dem Kind? Ihr habt sie verloren und wäret fast selbst gestorben.«

Paton beugte sich vor und stützte sich auf seine Ellenbogen. Lange Zeit starrte er vor sich hin auf den Boden. Als er schließlich den Kopf hob, bemerkte Kevin Tränen in seinen Augen. »Ich weiß es nicht, Junge. In Psalm 131,1 steht: ›Herr, mein Herz ist nicht hoffärtig und meine Augen sind nicht stolz. Ich gehe nicht um mit großen Dingen, die mir zu wunderbar sind.‹ Ich bin sicher, dass wir Gott nach dem ›Warum?‹ fragen dürfen, aber wenn Er uns nicht antwortet, müssen wir das akzeptieren. Gott hat womöglich Gründe, die wir nicht verstehen können.«

Paton erhob sich und setzte seinen Hut wieder auf. »Aber, wie du siehst, bin ich trotzdem zurückgekommen. Ich vertraue Ihm immer noch, dass Er mich erhält, bis meine Zeit gekommen ist. Aber jetzt komm! Wir wollen das Schiff begrüßen.«

Kevin war traurig, Aniwa verlassen zu müssen. Zurück auf See, an Bord der Dayspring, dachte er oft an das Gespräch und den Mut, der aus dem Vertrauen zu Gott erwächst, wie John Paton erklärt hatte. Aber wenn ein Sturm aufkam, zog sich sein Magen immer noch zu einem Klumpen zusammen. Es wurde ihm zwar nicht mehr so schlecht, dass er sich übergeben musste, aber er ertappte sich dabei, wie er sich besonders fest an den Tauen und der Takelage an Deck festklammerte.

War er einfach nur feige? Was bedeutete schon Gottvertrauen, wenn er Angst hatte? Irgendwann erin-

nete er sich an eine Geschichte aus der Bibel, wo es darum ging, Gott nicht durch verrückte Taten zu versuchen ... oh, ja, Jesus hatte das gesagt, als Satan ihn aufforderte, vom Dach des Tempels zu springen. Klar, auf Gott zu vertrauen bedeutet also nicht, leichtsinnig zu sein. Kevin hielt sich daher weiterhin besonders fest und tastete sich langsam über das schaukelnde Deck, wobei ihm die Gischt ins Gesicht spritzte. Er würde seine Arbeit machen, aber er würde auch vorsichtig sein. Für alles Weitere, so hoffte er, würde Gott dann schon sorgen.

Das Leben ging seinen gewohnten Gang. Sie steuerten eine Insel nach der anderen an und brachten Vorräte zu den Missionaren oder nahmen sie mit ins Hauptquartier nach Anatom. Langsam gewöhnte sich Kevin an sein neues Leben.

Zweimal begegneten sie der Hopeful mit Williams und McNeil an Bord. Einmal auf See, wobei keines der beiden Schiffe grüßte. Das nächste Mal kamen sie auf einer Insel an, als die Hopeful gerade fortsegelte. Am Strand hatten sich etwa dreißig Eingeborene versammelt, die laut klagten und sich in den Sand warfen – Familienangehörige der Sklaven, die mit der Hopeful davon segelten. Die Bewohner der Insel trösteten sich über den Verlust ihrer Angehörigen hinweg, indem sie sich an die Zusage der Händler klammerten, dass ihre Lieben in ein paar Jahren wieder zurückkommen würden.

»Stell dir vor, wie sie jammern würden, wenn sie wüssten, dass die meisten ihrer Angehörigen innerhalb der nächsten zwei Jahre an Überarbeitung, Mangel an Nahrung und Prügel sterben werden«,

schimpfte Mr. Samson, während sie zur Dayspring zurückkehrten. »Und selbst diejenigen, die das Leben auf den Plantagen überleben: Sie werden kaum ein Schiff finden, das sie auf ihre Insel zurückbringt. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie nie wieder zurückkehren.«

»Warum verfolgen wir sie nicht?«, wollte Kevin wissen. Er stellte sich gerade vor, wie sie die Sklaven im Triumphzug zurückbrächten.

Kapitän Fraser, der nahe bei ihnen stand, erklärte: »Wir sind doch keine Soldaten! Wie sollten wir sie denn dazu zwingen, die Eingeborenen wieder herauszugeben?«

Kevin ließ die Schultern hängen. Enttäuscht ging er wieder hinunter unter Deck, wo er die Fässer mit Vorräten für ihren nächsten Halt neu ordnete.

Kurz nach Neujahr kehrte die Dayspring ins Hauptquartier der Mission auf Anatom zurück. Wie gewöhnlich ankerte sie in der Bucht, in sicherem Abstand zu dem Korallenriff, das dem Strand vorgelagert war. Ein Großteil der Schiffsbesatzung ging zum Ausruhen an Land. Jeden Morgen ruderten ein paar Männer mit dem Beiboot zum Schiff hinüber, um die beiden Matrosen, die jeweils an Bord Wache hielten, abzulösen.

Nachdem Kevin seine Schicht auf der Dayspring beendet hatte, erreichte er die Insel am Sonntagmorgen, den 5. Januar, gerade rechtzeitig zum Beginn des Gottesdienstes. Die Gottesdienste auf Anatom waren etwa so, wie er es noch von Sydney her kannte. Es

waren nicht nur mehrere Missionare dabei, sondern auch viele Eingeborene, denn die meisten Bewohner der Insel hatten sich zu Christus bekehrt. Darum war der Gesang fröhlich und ein Teil der Predigt in Englisch.

Aber während des Gottesdienstes hörte Kevin noch etwas anderes: Das Heulen des Windes und das Klatschen des Regens. Als sie vor die Kapelle traten, sahen sie, dass sich ein heftiges Unwetter zusammenbraute. Scheinbar gab es den ersten der für diese Jahreszeit typischen Hurrikane.

Der Regen fiel bereits fast waagrecht, und Wellen, die mehr als mannshoch waren, donnerten über das Riff hinweg an den Strand, bis zu den Palmen, deren Wedel wie hundert Katzenschwänze durch die Luft peitschten.

»Zwei der Männer sind noch auf der Dayspring«, schrie Kapitän Fraser zu Kevin hinüber, während er zum Strand hinunterrannte. »Wir müssen raus und sie retten!« Er griff Kevin am Arm und zog ihn zum Beiboot. Mr. Samson und noch zwei Matrosen folgten ihnen mit langen Seilen.

Das Beiboot war mit Seilen an mehreren Bäumen festgemacht, aber jedes Mal, wenn eine große Welle den Strand hinaufrollte, wurde es fast losgerissen. Alle fünf Mitglieder der Besatzung holten sich Schrammen und Prellungen von dem hin und her schleudernden Boot, ehe sie es schließlich zu Wasser gelassen hatten. Das Boot gerade in die Brecher zu halten, damit sie nicht überrollt wurden, erwies sich als schwerer, als einen tosenden Fluss hinauf zu rudern.



Schließlich hatten sie das Riff hinter sich gelassen und waren nur noch knapp hundert Fuß von der Dayspring entfernt. Da fuhr eine heftige Windbö über das Schiff hinweg und brach beide Masten! Die Rettungsmannschaft sah, dass niemand an Bord verletzt war, aber die Masten und das Durcheinander der im Wasser schwimmenden Takelage machte die Annäherung an das Schiff so schwierig, als ob man durch ein Fischernetz rudern würde. Zum Glück war Kevin so mit Rudern beschäftigt, dass er gar keine Zeit hatte, an seine Ängste zu denken. Die Männer

vom Schiff zu holen, während die Wellen das Beiboot wie einen wütenden Ziegenbock an den Rumpf der Dayspring stießen, war für jeden außerordentlich anstrengend.

Zwei Stunden später, der Himmel war bereits so schwarz wie das Meer, glitt das Boot sicher auf den überspülten Strand.

Als Kevin aus dem Boot kletterte, waren seine Beine so wackelig, dass er nach wenigen Schritten erschöpft in den Sand sank. Er saß einfach nur da, inmitten von Wind, Regen und Gischt, und sah zu den schwankenden Überresten der Dayspring hinüber. Würden sie jemals in der Lage sein, sie wieder zu reparieren?

Kapitän Fraser klopfte ihm auf die Schulter. »Komm, mein Sohn«, schrie er über den Sturm hinweg, »bring' dich vor dem Unwetter in Sicherheit. Wenn du nicht von einer dieser großen Wellen weggespült wirst, holst du dir sonst noch den Tod in der Kälte.«

»Aber seht nur!«, schrie Kevin. »Sie ... sie bewegt sich! Der Sturm treibt sie auf uns zu!«

»Mr. Samson!«, rief der Kapitän. Sogleich versammelte sich die Mannschaft am Strand und blickte angestrengt in die Dunkelheit. »Meint Ihr, dass sie den Anker losgerissen hat?«

»Sieht ganz so aus«, antwortete der Erste Offizier.

Schließlich sagte Kapitän Fraser: »Nun, wenn das so ist, können wir nur noch beten. Wir haben keinen Ersatzanker, und selbst wenn: Es wäre unmöglich, noch einmal hinauszurudern.«

Alle starrten noch einige Zeit zur Dayspring hinüber. »Jawohl. Sie bewegt sich. Noch ehe es Nacht wird, wird sie auf das Riff auflaufen. Aber es gibt nichts, was wir dagegen tun können! Bei dem Versuch würden wir alle unser Leben verlieren. Lasst uns gehen.« Kevin hatte das Gefühl, dass ein dicker Stein in seinem Magen läge. Dann folgte er den anderen in die Missionsstation. Er warf noch einen letzten Blick durch den Sturm hinüber zu dem Schiff – seinem Schiff. Der Beutel mit den Anteilen der Dayspring hing noch immer um seinen Hals, aber alles, was er sah, war der schemenhafte Umriss eines Schiffsrumpfes, der in der aufgewühlten See auf und nieder schwankte.

Der Wrackbewohner

Am nächsten Morgen sahen sie, dass sich ihre schlimmsten Befürchtungen bewahrheitet hatten. Von der Dayspring war in der nun friedlichen Bucht von Anatom weit und breit nichts zu sehen. Mit Hilfe einiger Jungen von der Insel, die gute Taucher waren, ruderte Kapitän Fraser aufs Meer hinaus, um die versunkenen Überreste des Schiffes zu suchen.

Aber vom Schiff keine Spur.

»Denkt Ihr, dass sie aufs Meer hinaus getrieben wurde?«, fragte Kevin.

Mr. Samson suchte den Horizont ab. »Wohl kaum, nein. Der Wind hat sie auf die Insel zu getrieben. Aber was ich nicht verstehe ist, warum der Strand nicht von Wrackteilen übersät ist.«

»Vielleicht hat der Wind über Nacht gedreht und sie aufs Meer hinausgetrieben. Denkt Ihr, dass das möglich wäre, Mr. Samson?«

»Nun, mein Junge, was die See angeht, ist alles möglich. Aber es scheint mir doch eher unwahrscheinlich.«

Etwa eine Stunde später entdeckten sie zwei Kanus der Eingeborenen, die von Westen her an der Küste entlang kamen. Sie ruderten mit kräftigen Zügen und riefen etwas zu den am Strand sitzenden Männern hinüber, die immer noch vom Verlust ihres Schiffes geschockt waren.



Als die Kanus näher herankamen, verstand Kevin mit einem Mal, was die Männer riefen. Er sprang auf seine Füße und schrie: »Sie rufen ›Missi ship! Missi ship! Missi ship!‹«

Im nächsten Moment war die ganze Mannschaft der Dayspring am Wasser versammelt und wartete gespannt auf die Ankunft der aufgeregten Eingeborenen.

Als die Kanus auf den Strand glitten und die Männer heraussprangen, versuchten sie ihre Geschichte zu erzählen, wobei sie wild in die Richtung gestikulierten, aus der sie gekommen waren. Es ging um ein Schiff!

»Kevin«, sagte Kapitän Fraser, »lauf und hol' einen der Missionare, der übersetzen kann, was die Kerle uns sagen wollen.«

Als Kevin mit einem Übersetzer zurückkam, stellte sich heraus, dass die Eingeborenen das Wrack der Dayspring etwa zwei Meilen westlich am Strand gefunden hatten.

In der frohen Hoffnung, dass ihr geliebtes Schiff in Sicherheit war, rannten sie den Strand entlang. Man hätte meinen können, dass die Seeleute sich mit den Eingeborenen ein Wettrennen lieferten. Kevin konnte mit den meisten Eingeborenen Schritt halten, aber die Matrosen fielen zurück, wobei der alte Kapitän Fraser den Schluss machte.

Kevin umrundete eine Sanddüne und sah in einiger Entfernung den dunklen Schiffsrumpf. Er war zwar etwas zur Seite geneigt, schien aber sonst ganz in Ordnung zu sein. Die Masten fehlten natürlich, aber

sie waren ja noch gebrochen, bevor das Schiff sich losgerissen hatte. Man konnte sie ersetzen.

Hoffnung keimte in seinem Herzen auf, während seine Lungen nach dem langen Lauf um Gnade flehten. Er wurde langsamer, während er der Dayspring immer näher kam. Schließlich ging er nur noch. Jetzt konnte er das gestrandete Schiff bereits gut sehen.

Die Takelage hing auf einer Seite herunter und bedeckte den Strand wie dunkle Spinnenweben. Das Ruder war abgebrochen, aber auch das ließ sich reparieren. Und dann sah er es: Ein riesiges Loch klaffte in der Seite des einst so stolzen Schiffes ... Kevins Schritte wurden immer langsamer. Das Loch war mannshoch. Er konnte noch die Fässer sehen, die er ein paar Tage zuvor neu geordnet hatte. Ein kleines bisschen Stolz erfüllte ihn, als er sah, dass sie noch immer fest verschnürt waren. Aber das Schiff ...

Dann kamen auch die anderen Seeleute, Mr. Samson und schließlich Kapitän Fraser an. Sie gingen schweigend um den Rumpf herum und sahen sich den Schaden an. Manche legten fast zärtlich ihre Hand auf die schweren Planken.

Kevin klopfte auf die Seite des Schiffes. »Sie wird wieder segeln, nicht wahr, Kapitän?«

Der Kapitän hatte einen dicken Stock genommen und stocherte damit in den Planken herum. Er bewegte ihn vor und zurück wie ein Stemmeisen.

»Was macht Ihr da, Sir?«, fragte einer der Matrosen.
»Wollt Ihr etwa noch mehr Planken lösen?«

Kaum hatte der Matrose gesprochen, da sprang auch schon das Ende einer Planke aus der Schiffseite.

Wütend schleuderte der Kapitän den Stock in den Sand. »Sie ist nicht seetüchtig, Leute.« Er langte hinunter und ergriff wieder den Stock. »Seht her, die ganze Seite entlang. Es ist nicht nur das Loch – das könnten wir flicken – und auch nicht nur das Ruder, oder die Masten und die Takelage. Das hätten wir alles reparieren können. Aber seht her: Sie hat einen so heftigen Schlag abbekommen, dass sich die Verbindungsstellen gelöst haben. Ich würde ihr nicht eine Minute auf See trauen. Beim kleinsten Windhauch würde sie auseinanderbrechen, geschweige denn in schwerer See. Wir könnten nichts dagegen tun, außer mit ihr auf den Meeresgrund zu sinken. Ihre Tage auf See sind vorbei.«

Jeder stand betroffen schweigend herum. Nur ein Matrose kletterte durch das Loch in den Schiffsbau. »Ich will nur meine Sachen holen«, meinte er. Die anderen folgten ihm bald, doch Kevin blieb draußen.

Mit hängendem Kopf saß er im Sand. Um seinen Hals hing der Beutel mit den Schiffsanteilen. Was waren sie jetzt noch wert? Nichts. Er holte sie hervor und zählte sie, als ob es Geldscheine wären. Als Kapitän Fraser um den Bug des Schiffes kam, sah Kevin auf und fragte: »Kapitän, wem gehört sie denn jetzt?«

»Die Dayspring? Ich glaube, das Meer hat sie sich geholt, so wie jedes Schiff früher oder später. Ich werde einen Bericht für die Versicherung aufsetzen. Vielleicht bekommen John Paton und die Missionsgesellschaft noch eine kleine Entschädigung, aber was diesen Stapel Holz angeht, das ist bloß noch ein Wrack. Sie wird so lange hier liegen, bis Wind und Wetter sie

in ihre Einzelteile zerlegt und als Strandgut an die Strände der sieben Weltmeere getrieben haben. Wie ich schon gesagt habe: Sie gehört jetzt dem Meer.«

Eine Stunde später trottete die Besatzung der Dayspring und die Eingeborenen, die sie gefunden hatten, zu zweit oder zu dritt am Strand entlang zurück zum Hauptquartier der Mission. Nur Kevin blieb beim Wrack. Er saß im Schatten des Rumpfes und zählte seine Anteile am ›Nichts‹.

Was würde er jetzt machen? Was konnte er jetzt machen? Auf keinen Fall wollte er zurück nach Sydney. Aber auf einem anderen Schiff wollte er auch nicht anheuern. Das Leben auf Schiffen konnte recht grausam sein – das wäre vielleicht noch schlimmer als auf einer Schaffarm in der australischen Wildnis zu sein. Schließlich trieb ihn der Hunger zurück zur Missionsstation.

Die Tage vergingen, während der Kapitän und die anderen Missionare überlegten, was nun zu tun wäre. Vielleicht konnten sie für eine Weile ein anderes Schiff mieten, bis die Dayspring ersetzt werden konnte. Aber Kevin hielt nichts von all ihren Plänen. Sein Schiff, das ihm zum Teil gehört hatte, war zerstört.

Eines Nachmittags, als er gerade nichts Besseres zu tun hatte, schlenderte er am Strand entlang. Als er die Dayspring in einiger Entfernung so einsam und trostlos im weißen Sand liegen sah, überkam ihn ein Gefühl der Angst. Er vermisste die Tage auf See. Die Dayspring war sein Zuhause geworden, und jetzt war er heimatlos ... Oder nicht?

Als er dem alten Wrack immer näher kam, nahm eine Idee in seinem Kopf immer mehr Gestalt an. Er kletterte durch das Loch in der Seite hinauf auf das schiefe Deck. Während er umherging, dachte er an die alten Zeiten. Es war eine gute Heimat gewesen. Aber warum sollte es nicht wieder seine Heimat werden?

Ja, warum eigentlich nicht? Es war besser als nichts und er hatte auch nichts Besseres zu tun. Er würde die Dayspring zu seinem Heim machen. Selbst wenn sie nun nicht mehr seetüchtig war, so war sie doch immer noch so solide, wie jedes andere Haus auf der Insel. Und sie gehörte ihm so viel wie jedem anderen – vielleicht sogar noch mehr. Schließlich besaß er noch die Anteile, die ihn als Teilhaber auswiesen. Alle hatten das alte Wrack für wertlos erachtet. Warum sollte er dann nicht seinen Besitzanspruch geltend machen?

Er kletterte hinunter in die Kombüse. Der Herd stand so schief, dass man kaum Wasser darauf kochen konnte. Aber er würde ihn schon wieder aufrichten können.

Seine alte Hängematte hing wie ein Gepäcknetz von dem Balken. Überall lag Sand und vertrockneter Seetang, aber er würde alles säubern. In der Nähe wuchsen Kokospalmen und Obstbäume. Er würde Fische fangen und leben wie die Eingeborenen. Das wäre ein Abenteuer! Jedenfalls besser, als auf eine Schaf-farm geschickt zu werden, vielleicht sogar besser, als zur See zu fahren.

Zum ersten Mal seit dem Hurrikan hatte Kevin wieder Interesse am Leben. Er säuberte das Schiff und

ordnete die übrig gebliebenen Vorräte. Das Seewasser hatte vieles zerstört, aber manches Wertvolle war heil geblieben, sogar eine verschlossene Dose Kekse und ein großer Sack Zitronen.

Als es Abend wurde, zündete er ein Feuer im Sand neben dem Loch im Rumpf an – wenn er es recht bedachte sozusagen vor seiner neuen Haustür. Die



Wellen der ansteigenden Flut schlugen sanft gegen den im Wasser liegenden Teil der Dayspring. Kevin überlegte, ob das Wasser wohl so weit steigen würde, dass sein Feuer ausgelöscht würde, aber eigentlich war das auch egal. Na und?! Der Himmel war klar und er fühlte sich wieder frei, als er zu den Sternen hochsah. Es war noch genug Zeit, über die Zukunft und den Sinn des Lebens nachzudenken, wie John Paton ihm geraten hatte. Für den Augenblick genoss er jedenfalls seine neue Behausung am Meer. Bis dahin war es jedenfalls die größte Wohnung, in der er bisher gewohnt hatte.

Am nächsten Tag kamen ein paar Eingeborene vorbei, die Christen geworden waren, und teilten ihr Essen mit Kevin. Sie hatten in der Nacht sein Feuer bemerkt und waren neugierig geworden.

»Nicht gut allein! Allein sein nicht gut für Junge«, sagte einer von ihnen, der am meisten Englisch konnte. »Du kommen zu Mission-Haus.«

Kevin grinste breit. Es war freundlich von ihnen, dass sie sich um ihn kümmerten, aber er schüttelte den Kopf und zeigte zur Dayspring hinüber. »Nein, dies ist mein Zuhause! Dies ist Heimat ... Haus!«

Nach ein paar Tagen bemerkte er jedoch, dass es ein ernstes Problem mit seinem ›Haus‹ gab. Er kletterte an Deck und suchte mit den Augen die Küstenlinie ab. Dann schweifte sein Blick aufs Meer hinaus. »Wasser, Wasser, überall Wasser, aber kein Tropfen zu trinken.« Das war eine Zeile aus einem Gedicht, das seine Mutter gerne zitiert hatte. ›Das Gedicht vom Alten Seemann‹, von Samuel Taylor Coleridge, erinnerte sich Kevin. Aber so würde es ihm auch bald

gehen. An Bord des Schiffes war nur ein einziges Fass mit frischem Wasser gewesen, das nicht zerborsten war, und das hatte er nun fast aufgebraucht.

Dann hatte er eine Idee. Er kletterte zurück in den Bauch des Schiffes und öffnete eine Kiste, die ursprünglich für die Missionare gedacht war. Darin lagen alle Arten von Kleidung. Als am Nachmittag einige Eingeborene vorbeikamen, brachte er ein Bündel nach draußen und hielt sich die Sachen an, um den Leuten zu zeigen, wie man sie anziehen müsste. »Tausche Kleider gegen Wasser. Kleider für Wasser. Du holen Wasser.«

Aber aus irgendeinem Grund wollten die Eingeborenen nicht handeln. »Nein, du kommen und holen Wasser aus Fluss«, drängten sie. »Viel Wasser. Du nehmen was du willst.« Also griff Kevin nach einem kleinen Kessel und folgte ihnen landeinwärts. Der Weg führte sie mehr als eine Meile über steile Sanddünen, ehe sie den Fluss erreichten. Das Wasser war ziemlich trübe, aber frisch. Er füllte den Kessel, jedoch wogen fünf Gallonen Wasser mehr, als er sich anfangs vorgestellt hatte – das wurde ihm schnell klar, als er den Weg über die Sanddünen zurückging. Er musste eine bessere Lösung finden.

Was er brauchte war eine Art Karren mit Rädern, die nicht zu tief im Sand versanken. Der einzige Ort, an dem er etwas Ähnliches bekommen konnte, war die Missionsstation. Fragte sich nur, ob man ihn dort willkommen heißen würde. Er hatte fast damit gerechnet, dass Kapitän Fraser oder Mr. Samson eines Tages vorbeigekommen wären, um nach ihm zu sehen. Hielten sie ihn für einen Ausreißer – oder

einen Deserteur, jemand, der sie böswillig im Stich gelassen hatte? Würden sie versuchen, ihn zurück nach Sydney zu schicken? Er wusste es einfach nicht. Eines Tages brachte er dann aber doch den Mut auf, zu ihnen zurückzukehren.

Kapitän Fraser und die Mannschaft der Dayspring waren nicht mehr da. Ein vorbeikommendes Handelsschiff hatte sie nach Sydney mitgenommen, wo sie ein anderes Schiff für die Missionsarbeit zu finden hofften. »Kapitän Fraser lässt dir ausrichten, dass er wiederkommen wird.« Die anderen Missionare schienen sich über das Wiedersehen zu freuen. Sie hatten von den christlichen Eingeborenen gehört, wo er war und sich daher keine Sorgen gemacht. Sie wollten bloß wissen, wie er zurechtkam. Kevin war überrascht, dass ihn niemand ausschimpfte oder ihm sagte, was er zu tun hätte. Er war erleichtert, dass er auch weiterhin in der Dayspring wohnen konnte und zur Missionsstation kommen und gehen durfte, wann er wollte. Er fand sogar einen Satz alter Räder von einem Kinderwagen, aus denen er eine Karre für seine Wasserkanister machen konnte.

Die Tage vergingen und Kevin hatte viel damit zu tun, sein ›Haus am Strand‹ einzurichten. Eines Morgens wurde er jedoch durch Stimmen von draußen geweckt. Dann schlug jemand auf das Wrack.

»Gut, gut«, schnaubte eine grimmige Stimme, »ich habe gesagt, dass ich den Missionaren erst wieder begegnen wollte, nachdem ihr Schiff auf dem Grund des Meeres liegen würde. Scheinbar hat mir jemand die Arbeit abgenommen.«

»Hey, jemand hat hier ein Feuer angezündet«, hörte er eine andere Stimme. Kevin hatte sie irgendwo schonmal gehört, wusste aber nicht mehr, zu wem sie gehörte. »Wahrscheinlich waren die Kannibalen hier und haben ihre Feinde gegrillt. Sieh dich vor, McNeil, sonst bist du der Nächste.«

McNeil? Der Händler McNeil? Das konnte doch nicht sein, aber ...

»Soll'n sie es doch versuchen«, hörte er die erste Stimme wieder. »Aber ich bin zäh. Sie müssen schon einen großen Topf nehmen und mich die ganze Nacht kochen. Aber selbst dann werde ich ihnen noch schwer im Magen liegen.«

Einige Männer lachten.

Leise stieg Kevin die Stufen zum Deck hoch. Eine frische Brise von See fuhr ihm durch die Haare. Er konnte zwar nicht sehen, wer da unten auf dem Strand stand, aber als er aufs Meer hinaus blickte, sah er die Hopeful draußen vor dem Riff vor Anker liegen.

Ein Sklave für die Händler

Wir wollen sie ausplündern.« Das war Williams Stimme. »Ich will alles Messing, die Takelage, den Kompass, Ersatzsegel, Nägel – alle Wertsachen. Also los, an die Arbeit, Männer!«

Sein Zuhause ausplündern? Das konnte Kevin nicht zulassen. Aber was konnte er schon gegen mehrere Männer ausrichten? Fest umklammerte er die Tasche mit den Anteilen, die er immer noch um den Hals trug. Es war sein Schiff! Er konnte es beweisen – wenigstens war es sein Schiff, solange die Missionsgesellschaft es nicht wollte. Und die Mission hatte bisher noch keinen Versuch unternommen, es zu bergen.

Die Mission – er musste zur Mission flüchten und Hilfe holen! Wenn es ihm nur gelingen würde, den Strand hinaufzulaufen, dann kämen ihm sicherlich einige Missionare zu Hilfe und könnten die Händler davon abhalten, sein Haus zu zerstören.

Geduckt schlich er über das Deck und sah hinunter auf den feuchten Sand zur Seeseite hin. Wenn er hinunterklettern könnte und direkt ins Wasser liefe, während die Händler auf der anderen Seite des Schiffes beschäftigt waren, würden sie ihn vielleicht nicht bemerken. Aber was sollte er tun, wenn er im Wasser war?



Wenn er doch nur schwimmen könnte, dann wäre er einfach parallel zum Strand

an der Küste entlang geschwommen, bis zum Missionsgebäude. Er hätte schwimmen lernen sollen! Einige Jungen der Eingeborenen hätten es ihm gerne beigebracht. Sie waren gute Schwimmer. Aber die alte Angst vor dem Wasser hatte ihn davon abgehalten. Nun fehlte ihm die Fähigkeit.

Da bemerkte er das Beiboot der Händler am Strand. Es war ein großes Ruderboot, ziemlich schwer zu steuern für eine Person. Mit jeder kleinen Welle hob sich das Heck einige Zentimeter. Sie hatten es nicht weit auf den Strand gezogen. Wenn es ihm nur gelänge, es unbemerkt zu erreichen, dann könnte er sich dahinter verstecken, es ins Wasser ziehen, hineinspringen und davonrudern, um Hilfe zu holen.

»Hey, sieht so aus, als ob hier jemand gewohnt hätte«, kam eine Stimme aus dem Inneren des Schiffes.

Kevin wusste, dass ihm nur noch wenig Zeit blieb, ehe die Händler ihn entdecken würden. Er warf ein Seil der abgerissenen Takelage über Bord, sicherte es und kletterte hinunter. Als er den Boden berührte, warf er einen schnellen Blick zu beiden Seiten und rannte zum Beiboot hinüber.

Mit drei großen Schritten im Wasser hatte er das Heck erreicht und kauerte sich dahinter. Jetzt musste er das Boot unbemerkt freibekommen. Er warf sich dagegen – nichts. Er versuchte es noch einmal, diesmal wartete er aber, bis eine Welle das Boot etwas anhub. Er schaffte ein kleines Stück, dann noch eins – und noch eins, bei jeder Welle.

Endlich trieb das Boot im Wasser. Rückwärts zog er es immer weiter aufs Meer hinaus, tiefer und tiefer

ins Wasser hinein, bis das Wasser seine Ellenbogen erreicht hatte. Dann zog er sich über das Heck ins Boot hinein und ließ sich auf die Planken fallen. Dann lauschte er. Nichts, kein Alarmgeschrei vom Strand.

Niemand hatte ihn bemerkt. Niemand rannte hinter ihm her. Sie waren zu sehr damit beschäftigt, das Wrack der Dayspring zu untersuchen.

Kevin setzte sich auf und nahm die beiden Ruder in die Hände. Er hatte gerade drei Ruderschläge gemacht, als er eine laute Explosion hinter sich hörte. Er blickte sich um und sah gerade noch den weißen Rauchpilz an der Bordwand der Hopeful.

Sie hatten eine Kanone abgefeuert! Sie würden doch nicht etwa auf ihn schießen, oder? Was hatten sie vor?

Es dauerte nicht lange, bis es Kevin klar war. Die Männer auf der Hopeful hatten einen Warnschuss an die Männer am Strand abgegeben. Kevin sah, wie drei Händler an Deck der Dayspring liefen. Sofort bemerkten sie, dass er ihr Boot stehlen wollte. Einer ließ sich sofort an dem Seil hinab, das auch Kevin benutzt hatte; die anderen kletterten in den Rumpf hinunter und riefen ihre Kameraden zu Hilfe.

Noch ehe die nächste kleine Welle das Boot erreicht hatte, rannten sechs Männer auf das Wasser zu, schrien und ruderten wild mit den Armen, um sich dann in die Brandung zu stürzen.

Kevin ruderte schneller. Wenn er doch nur in tieferes Wasser kommen könnte, hätte er eine Chance. Hatte Kapitän Fraser nicht gesagt, dass nur wenige See-

leute schwimmen konnten? Und hatte er nicht auch gesagt, dass die meisten es gar nicht lernen wollten? Williams und ein anderer Matrose waren bereits bis zu den Hüften im Wasser. Dann stürzten sie sich kopfüber in die Wellen und schwammen auf ihn zu.

Der Abstand zwischen ihnen betrug etwa dreißig Fuß, aber sie holten auf. Das alte Boot war einfach zu schwer zu bewegen. Dann hatten sie ihn erreicht, hielten sich am Dollbord fest und glitten ins Boot. Kevin versuchte noch, sie mit dem Ruder zu vertreiben, aber ohne Erfolg.

»Was hast du dir eigentlich dabei gedacht, kleiner Dieb?«, bellte Williams, während das Wasser an seinem wütenden Gesicht herunterrann und er Kevin am Kragen packte und hochzerrte.

Kevin befürchtete, dass die ärgerlichen Händler ihn auf der Stelle über Bord werfen würden, doch stattdessen schleuderten sie den Jungen auf den Boden, setzten sich und schnappten nach dem anstrengenden Spurt erst einmal nach Luft.

Kevin lag da und fühlte sich hoffnungslos und dumm, während sie das Boot wendeten und zum Strand zurückruderten.

»Was hast du eigentlich mit unserem Boot vorgehabt?«, schnaubte McNeil, als sie wieder auf den Sand glitten.

»Ich wollte Hilfe holen. Dies ist mein Schiff«, sagte Kevin, wobei er all seinen Mut zusammen genommen hatte. »Ihr habt kein Recht es zu plündern!«

»Dein Schiff? Ha, wie kommst du denn da drauf, dass es dein Schiff ist?«

Kevin zog die Schnur über seinen Kopf und hielt die Tasche vor ihn hin. »Ich besitze Anteile am Schiff und ich bin der Einzige, der sich darum kümmert. Also gehört es mir. Jeder andere hat es aufgegeben.«

McNeil schnappte sich die Tasche und schleuderte sie zur Seite. »Dies ist ein verlassenes Wrack. Du zählst nicht. Wir beanspruchen nur unser Beuterecht.«

»Das könnt Ihr nicht machen!« In seiner Verzweiflung stieß Kevin hervor: »Sie ... sie wird vielleicht eines Tages wieder auf dem Meer schwimmen!«

»Auf dem Meer? Du glaubst, dass dieses Ding schwimmen wird? Hast du das große Loch in ihrer Seite vergessen, durch das du gegangen bist?«

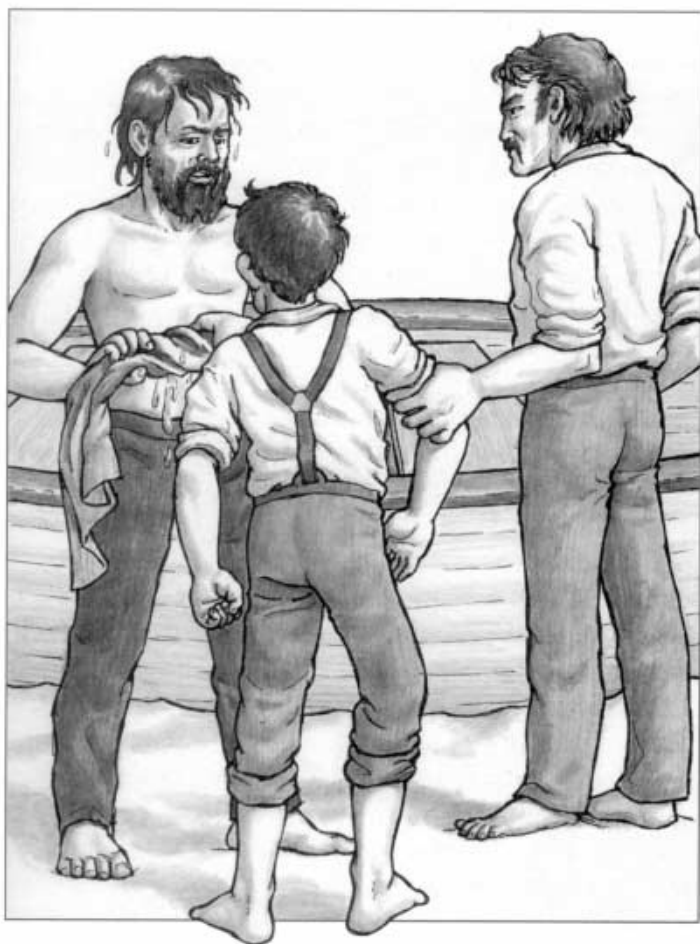
»Nun, man könnte es reparieren! Sogar Kapitän Fraser hat gesagt, dass man es reparieren könnte. Dann bringt man ein neues Ruder an und ... und neue Masten. Sie wird wieder segeln!«

»Nicht solange ich etwas dazu zu sagen habe. Wir werden sie plündern und anschließend verbrennen. Wie findest du das?«

»Moment mal.« Williams hatte sein Hemd ausgezogen und wrang gerade das Wasser heraus. »Der Junge hat gar nicht mal so Unrecht. Was wäre, wenn wir sie wieder zusammenflicken würden?«

»Meinst du, dass ich in dieser löchrigen Schüssel irgendwo zwischen hier und Australien absaufen will?« McNeil machte eine abwertende Handbewegung. »Du spinnst wohl!«

»Nein, nein. Hör mir zu. Wir müssen sie nicht weit auf die offene See nehmen. Dafür haben wir die



Hopeful. Aber zwischen den Inseln – pass auf: Die Eingeborenen laufen vor uns weg, sobald wir vor Anker gehen. Aber mit der Dayspring würden sie zu uns kommen! Verstehst du?«

»Du meinst, dass sie uns für die Missionare halten und uns willkommen heißen? Dann ...« McNeil sagte den Satz nicht zu Ende.

Williams fieses Grinsen wurde immer breiter. »Richtig!«

McNeil sah zu Kevin hinüber. »Was ist mit dem Jungen? Wir wollen doch nicht, dass er den Missionaren von unserem Plan erzählt oder mit den Eingeborenen plaudert, so dass sie uns nicht mehr trauen.«

»Ja, der Junge.« Williams schlug sein Hemd aus und zog es wieder an. »Nun, da er sich für den Eigentümer hält, weil er hier wohnt, wollen wir ihn einfach auf seinem Schiff lassen. Dies wird ein vom Eigentümer geleitetes Schiff! Er wird die Arbeit für uns machen!«

Die Mannschaft bog sich vor Lachen.

Kevin ging und hob seine Tasche auf, aber welchen Unterschied machte das jetzt? Die Händler wollten ihn zu ihrem Sklaven machen! Das konnte nicht sein! Da wäre er selbst auf einer Schafstation noch besser dran.

In den darauf folgenden Tagen wurde Kevin gezwungen, so hart zu arbeiten, wie nie zuvor in seinem Leben. Während Williams, McNeil und die anderen Männer das Loch im Rumpf flickten und ein neues Ruder anbrachten, grub Kevin Furchen und sägte und schleppte Baumstämme. Sie wurden wie Schienen unter das Schiff gelegt und reichten bis ins Wasser. Dann wurden die Stämme in kurze Ab-

schnitte gesägt, die als Rollen dienten, auf denen das Schiff später ins Wasser geschoben werden sollte.

Nach zwei Wochen härtester Arbeit von früh bis spät war es ihnen endlich gelungen, die Dayspring zum Schwimmen zu bringen. Kevin hoffte, nun endlich eine Pause machen zu dürfen, aber das alte Schiff leckte so heftig, dass er täglich einige Stunden an die Pumpe musste, während die Händler neue Masten sägten und die Takelage anbrachten.

Eines Abends, als er sich völlig erschöpft auf das Deck fallen ließ, fragte er sich, warum sie die Takelage nicht vorher angebracht hatten, als das Schiff noch auf dem Trockenen war. Dann hätte er sich zumindest nicht so mit Pumpen abmühen müssen. Nach und nach gelang es den Seeleuten, die Lecks im Schiffsrumpf mit Werg zu stopfen, aber sie hatten nicht genug davon.

Kevin war zu müde, um unter Deck zu gehen und etwas zu essen zu holen. Er rollte sich zusammen und schlief sofort ein.

Als er einige Stunden später erwachte, war er allein an Deck. In einiger Entfernung sah er Licht an Deck der Hopeful, die auf der anderen Seite des Riffs ankerte. Die Dayspring wurde nur vom Mondlicht erhellt. Kevin ging zur Seite hinüber und blickte zum Strand.

Der weiße Sand und die kleinen Wellen, die sich am Strand brachen, lagen im hellen Mondschein. Es war ein schönes Bild, und es war gar nicht mal so weit weg. Kevin sah hinab. Könnte er doch bloß schwimmen, dann wäre er schnell am Strand und in Freiheit.

Warum war niemand von den Missionaren zu seiner Rettung gekommen? Die Eingeborenen hatten mit Sicherheit von den Arbeiten an der Dayspring erfahren und den Missionaren berichtet. Warum war niemand gekommen, um nach dem Rechten zu sehen? Wussten sie, wer die Dayspring wieder flott gemacht hatte? Wussten sie, was diese Tatsache für die Eingeborene bedeuten würde? Glaubten sie, dass er freiwillig mitmachen würde? Oder waren sie einfach zu beschäftigt, um sich um ihn zu kümmern?

Zum ersten Mal, seit er die Dayspring zu seiner Heimat erkoren hatte, fühlte Kevin sich wirklich allein.

Williams plante, die Dayspring am nächsten Morgen mit der Flut durch die schmale Passage im Korallenriff zu bringen, von der er hoffte, dass sie breit genug war. Aber war sie das wirklich? Nicht auszudenken, was geschehen würde, wenn sie gegen die Korallen stießen ... Aber andererseits: Wenn sie es durch das Riff schaffen würden, wäre Kevin ihr Gefangener.

Dies war seine letzte Gelegenheit zur Flucht, aber die einzige Möglichkeit war zu schwimmen. Er fing an zu zittern bei dem Gedanken, wieder ins Wasser zu gehen. Er versuchte, sich an die Worte von John Patton zu erinnern, dass ihm nichts vor der Zeit zustoßen könnte, besonders wenn er Gottes Plan erfüllte. Aber er brachte einfach nicht den Mut auf. Er konnte nicht springen!

Hilfe vom Korallenriff

Williams Plan, mit Hilfe der Dayspring die Eingeborenen zu täuschen, ging nur zu gut auf. Nachdem das ehemalige Missionsschiff durch die schmale Passage im Korallenriff, das die Südküste Anatoms umgab, hindurchgesegelt war, lief die Dayspring zahlreiche Inseln der Neuen Hybriden an, bei denen das Missionsschiff wohlbekannt gewesen war. Jedes Mal ruderten die Insulaner in ihren Kanus heraus, um die Dayspring willkommen zu heißen. Die Händler begrüßten sie mit kleinen Geschenken und taten alles, um den Anschein der Missionare zu erhalten. Manchmal sangen sie sogar Lieder – obwohl es sich dabei eher um Kneipenlieder als um christliche Lieder handelte.

»Singt aus vollem Herzen, Leute«, rief McNeil eines Morgens, als sie gerade in einer Bucht geankert hatten und von den Kanus der Eingeborenen umgeben waren. »Diese Kannibalen hier werden den Unterschied wohl kaum bemerken.«

Kevin zog sich zurück, mit Trauer im Herzen darüber, dass ›sein‹ Schiff nun solch einer bösen Sache diene. Er bemerkte, dass die Händler sorgfältig darauf Acht gaben, nur jeweils zwei oder drei Eingeborene von jeder Insel zu entführen und das auch nur, wenn sie niemand beobachtete. Es war ein hinterhältiger Versuch, ihre Tarnung aufrechtzuerhalten. Sie überwäl-



tigten ihre Opfer und versteckten sie schnell unter Deck, bis sie die jeweilige Insel wieder verließen. Dann brachten sie die Gefangenen auf die *Hopeful*, die sie zu den Plantagen nach Australien brachte.

Kevin war genau so ein Sklave, wie die gefangenen Insulaner. Aber eines Tages, als die *Dayspring* gerade wieder geankert hatte und die Eingeborenen sich mit ihren Kanus näherten, rief McNeil: »Junge, komm hoch und zeig dich!«

Sich zeigen? Als er an der Reling stand, wurde ihm plötzlich klar, dass er auch ein Teil der Maskerade war. Die Händler hofften, dass die Eingeborenen ihn erkennen würden und so noch sicherer glaubten, dass es das Missionarsschiff war. Er durfte es nicht zulassen!

Als die Kanus immer näher herankamen, fing Kevin an zu schreien. »Geht zurück! Geht zurück! Dies ist nicht das Missionarsschiff! Flieht um euer Leben ...«

Licht, so warm wie das Herdfeuer seiner Mutter, fiel durch seine halbgeschlossenen Augenlider. Aber als er sie öffnen wollte, waren sie so schwer wie Mehlsäcke und ließen ihn das gleißende Licht der Mittagssonne erkennen. In seinem Schädel hämmerte es, wie in einer Dampfmaschine auf einer Fähre vor Sydney. Bei jedem Pochen durchzuckte ihn ein glühend heißer Schmerz.

Über ihm schaukelte die Takelage des Schiffes am Himmel hin und her. Er musste immer noch auf der *Dayspring* sein. Aber warum lag er auf dem Rücken an Deck? Langsam setzte er sich auf und rieb sich

eine riesige, schmerzhaft Beule an seinem Hinterkopf.

»Noch so ein kleiner Trick und du wirst zu einem leckeren Abendessen für die Kannibalen«, schnarrte McNeil. »Das ist in meinen Augen Meuterei. Und das lasse ich nicht durchgehen! Hast du verstanden?«

Kevin hielt seinen Kopf mit den Händen und beugte sich vor. »Wie kann das Meuterei sein«, murmelte er, »wenn ich bei Euch keinen Vertrag unterzeichnet habe? Ihr haltet mich gegen meinen Willen fest. Wollt Ihr mich vor Gericht bringen, dann sage ich dem Richter –«

»Gar nichts wirst du dem Gericht sagen! Du wirst nämlich niemals ein Gericht sehen! Das hier ist mein Schiff, und hier zählt nur, was ich sage.« Mit wutverzerrtem Gesicht hielt er inne. Dann verzog er sein Gesicht zu einem fiesen Grinsen. »Da fällt mir ein, hast du nicht gesagt, es sei dein Schiff? Wir leisten dir während der Fahrt nur ein bisschen Gesellschaft, stimmt's, Männer?«

Die Matrosen lachten schallend.

Von da an hielt Kevin bei jeder Insel, die sie anliefen, nach einer Gelegenheit zur Flucht Ausschau, aber sobald sich die Eingeborenen mit ihren Kanus dem Schiff näherten, ließen ihn die Händler keinen Moment aus den Augen. Nur seine tief verwurzelte Angst vor dem Wasser hielt ihn davon ab, in einem unbemerkten Augenblick vom Schiff zu springen und an Land zu schwimmen. Außerdem, so sagte er sich jedes Mal, wenn sie einen einladenden Strand erreichten, habe ich immer noch nicht Schwimmen gelernt.

Sobald der Laderaum der Hopeful so voll war, dass keine weiteren Sklaven mehr hineinpassten, segelten Williams und ein paar seiner Leute nach Australien. McNeil lag unterdessen mit der Dayspring an der Küste einer Insel vor Anker, die Kevin nicht kannte. Ähnlich wie Aniwa war sie von Riffen umgeben. Aber diesmal machten die Händler keinen Versuch, ihre Absichten vor den Eingeborenen zu verbergen.

Als die Bewohner der Insel mit ihren Kanus zum Schiff hinausgerudert kamen, um es zu begrüßen, planten die Seeleute mit ihnen ein großes Fest am Strand. Kevin, der aufmerksam zugehört hatte, erfuhr, dass der Häuptling dieser Insel mit den Händlern zusammenarbeitete. Er wusste über ihren Handel mit Sklaven Bescheid. Und nicht nur das: Er belieferte die Händler regelmäßig mit seinen Kriegsgefangenen.

»Diese Gefangenen können von Glück sagen, dass wir sie mitnehmen«, meinte einer der Matrosen. »Wir retten ihnen das Leben. Bevor wir kamen, landeten sie immer im Kochtopf.« Er lachte. »Jetzt kommen sie nach Australien, und wer weiß: vielleicht wird der eine oder andere von denen noch richtig zivilisiert ... wenn er nicht vorher stirbt.« Schallend lachte er über seinen ›Scherz‹.

Bald darauf kletterten die Händler in ihr Beiboot und ruderten zusammen mit den Kanus auf die Insel zu. Kevin blieb allein auf der Dayspring zurück.

Im Laufe des Nachmittags verdunkelte sich der Himmel und Wind kam auf. Das Schiff wurde he-

rumgedreht, so dass es mit dem hinteren Teil zur Insel zeigte, während es an der Ankerleine riss. Kevin wagte es, in Williams Kabine zu gehen, wo er ein Fernrohr fand. Er nahm es an sich und ging damit zum Heck des Schiffes, um zu sehen, was am Strand vor sich ging. Dort war ein wildes Gelage im Gange, aber als der Wind zunahm, verzogen sich die Zecher ins Landesinnere zu den Hütten des Dorfes, die man durch die Bäume sehen konnte. Ihr Beiboot blieb verlassen am Strand zurück. Hatten die Händler ihr Schiff und den aufziehenden Sturm vergessen?

Als die Dayspring von den größer werdenden Wellen hin und her geschaukelt wurde, bekam Kevin es mit der Angst zu tun. Schließlich war es nicht mehr das starke Schiff von einst. Was, wenn sie auseinander bräche? Er ging über das schwankende Deck. Die Segel waren sorgsam verzurrt, Baum und Steuerruder festgebunden. Die vordere Luke war geschlossen. Er kletterte hinab und machte alle Kabinentüren zu. Alles schien so, wie es sich für ein ordentliches Schiff gehörte, oder zumindest so, wie man es für ein geborgenes Wrack in der Hand gewissenloser Sklavenhändler erwarten konnte.

Wieder oben an Deck, hatte sich der Nachmittags-himmel derart verfinstert, dass Kevin die Laternen anzünden musste. Aber wozu? Es war kein anderes Schiff in der Nähe. Und die Händler würden noch die ganze Nacht durch feiern. Eigentlich konnte es ihm egal sein, ob er seine Pflicht erfüllte oder nicht. Aber das Licht der Laternen würde ihm in dem anschwellenden Sturm ein Gefühl der Sicherheit geben.

Er zündete eine im Heck des Schiffes an und trug eine zweite nach vorn zum Bugspriet.

Während er sie dort aufhing, bemerkte er, wie straff das Ankerseil der Dayspring gespannt war. Was wäre, wenn sich der Anker lösen würde, wie er es schon einmal getan hatte? Er hielt seinen Blick fest auf das dicke Tau geheftet, das unter der Spannung ächzte und vibrierte. Eine ungewöhnlich hohe Welle krachte auf die Seite des Schiffes und durchnässte Kevin.

Wenn der Anker nicht hielt, würde das Schiff bald auf das tückische Riff geschleudert werden. Aus eigener Erfahrung wusste er, wie scharfkantig die Korallen waren. Der Gedanke daran ließ ihn den Schmerz in seinem Bein erneut spüren. Kevin blickte über seine Schulter zurück. Die Wellen donnerten mit unglaublicher Gewalt über das Riff. Die angeschlagene Dayspring würde in tausend Stücke zersplittern.

Kevin versuchte sich zu beruhigen. Es war zwar ein heftiger Sturm, aber kein Hurrikan. Er sollte sich einfach auf den Anker verlassen. Alles würde wieder gut werden.

Er ging zurück zum Heck, wobei er mit schaukelndem Gang die Bewegungen des Schiffes ausglich, und blickte zu der tosenden Brandung am Riff hinüber. Ein Schiff, das dagegengeschleudert würde, würde mit Sicherheit zerschmettert werden. Einen Moment lang dachte Kevin nicht an sich und meinte, das würde den Sklavenhändlern sicher recht geschehen. Sie hatten ›seine‹ Dayspring gestohlen und ihn zum Sklaven ihrer üblen Geschäfte gemacht, indem



sie dieselben Menschen in ihre Gewalt brachten, zu deren Dienst das Schiff eigentlich gedacht war. Ganz in Gedanken versunken stand er an der Reling und stellte sich vor, wie sein Schiff die fünfzig Yards durch das brodelnde Wasser trieb, bis es schließlich auf das Riff prallte.

In seiner Vorstellung sah er, wie sie sich auf die Seite neigte und Wasser durch ein neues Leck hinein-

strömte. Ohne den normalen Auftrieb würde das Schiff mit jeder Welle tiefer und tiefer ins Riff gedrückt werden. Schließlich würde es von einer großen Welle überrollt werden. Die Masten würden brechen. Die Seiten würden eingedrückt werden und schließlich in ihre Einzelteile zersplittern ... aber diese ›Splitter‹ wären riesige Planken, die wie Streichhölzer durch die Luft gewirbelt würden.

Und das wäre das Ende!

Wasser spritzte Kevin ins Gesicht und weckte ihn aus seinen Tagträumen. Das Schiff hob sich unter ihm auf und nieder, aber der Anker hielt noch.

Andererseits würde der Untergang der Dayspring dem üblen Gebaren der Sklavenhändler ein Ende setzen.

Kevin öffnete die Tasche, die um seinen Hals hing. In dem fahlen Licht studierte er die oberste Besitzurkunde. Diese Urkunde macht Sie zu einem Miteigentümer an dem Missionsschiff Dayspring. Am unteren Rand stand geschrieben: Sie tragen dazu bei, dass die ›Gute Nachricht‹, das Evangelium, zu denen gebracht wird, die noch nie davon gehört haben. Aber nun brachte die Dayspring alles andere als ›gute Nachricht‹.

Kevin ließ die Anteilscheine durch seine Hände gleiten. Er besaß einhundert Stück davon. Wenn er tatsächlich Miteigentümer des Schiffes war, hatte er auch die Verantwortung dafür, wie es verwendet wurde.

Das Bild der auseinander brechenden Dayspring, deren Planken wie Streichhölzer durch die Luft gewir-

belt wurden, hatte sich in seinem Gedächtnis eingebraunt. Das wäre allemal besser, als ihr augenblicklicher – sehr zweifelhafter – Nutzen.

Wie ein Betrunkener suchte er an der Reling Halt, während er zum vorderen Teil des Schiffes wankte und auf das straff gespannte Ankerseil blickte. In der Kiste des Schiffszimmermannes unter Deck lag eine Axt. Er könnte sie holen. Er könnte damit das Ankerseil durchschlagen; dann würde die Dayspring niemals wieder dazu benutzt, die Bewohner der Inseln zu versklaven.

Aber er würde dabei ertrinken.

John Paton hatte gesagt, ›Welchen Unterschied macht es, ob Kannibalen, Würmer oder Fische deinen Körper auffressen?‹ Hatte Gott ihn an diesen Platz gestellt, damit großes Unheil verhindert würde? Oh, aber ... ertrinken! Davor fürchtete sich Kevin am meisten.

Und doch musste die Dayspring versenkt werden. Konnte er darauf vertrauen, dass Gott ihn beschützen würde, während er tat, was getan werden musste? Er sah aufs Meer hinaus. Selbst für einen guten Schwimmer war es bei der aufgewühlten See nahezu unmöglich, den Strand zu erreichen. War nun seine Zeit gekommen? Jesus hatte gesagt, dass nicht einmal ein Spatz auf die Erde fällt, wenn der Vater es nicht will. Konnte er Gott vertrauen, dass er auch sein Leben erhalten würde?

Kevin ging zurück und öffnete die vordere Luke. Unter Deck war es dunkel, aber Kevin wusste, wo sich die Kiste des Zimmermanns befand und ging direkt

dorthin. Plötzlich riss ihn etwas von den Beinen und er fiel hin. Gleich darauf wurde er noch mal getroffen. Für einen Moment dachte Kevin, jemand anderes wäre noch auf dem Schiff und hätte ihn angegriffen, aber dann merkte er, dass er nur über ein leeres Wasserfass gestolpert war, das im Raum hin und her rollte. Wie hatte es sich lösen können? Kevin rappelte sich wieder auf, öffnete die Werkzeugkiste und holte die Axt hervor.

Da hatte er eine Idee! Ein leeres Fass konnte schwimmen. Es schwamm sogar sehr gut! Es könnte ihn über das Riff hinweg tragen und an die Küste bringen ... wenn es in dem brodelnden Wasser nur eine Möglichkeit gäbe, sich daran festzuhalten. Doch woran sollte er sich klammern? Er bräuchte irgendeinen Halt ... Seine Hängematte! Er könnte seine Hängematte um das Fass wickeln und sie sicher festbinden. Die Schnüre würden seinen Händen vielfachen Halt geben, so dass nicht etwa eine Welle ihn davon losreißen könnte. Alles was er tun musste war, sich an das Fass zu klammern.

Es könnte gelingen! Es könnte wirklich gelingen!

Mit dem Fass unter dem einen und der Axt unter dem anderen Arm eilte er hinauf an Deck. Er musste unbedingt noch vor Einbruch der Nacht mit allem fertig sein. Er lief noch mal hinunter und holte seine Hängematte. Wieder zurück an Deck wickelte er sie fest um das Fass und prüfte die Haltbarkeit. Als zusätzliche Sicherheit würde er sich noch ein Seil von der Hängematte um die Taille binden; sollte ihn dann eine Welle von dem Fass losreißen, konnte es nicht von ihm fortreiben.

Dann ging er zum vorderen Teil des Schiffes und stand mit der Axt in der Hand am Ankerseil, das sich durch ein Loch in der Bordwand bis zur Ankerwinde stramm wie eine Trommel über das Deck spannte.

Die Dayspring II

Kevin's erster Axthieb prallte von dem armdicken Tau ab und hinterließ bloß eine kleine Schramme. Er blickte über die Schulter hinüber zur Insel, ob nicht etwa einer der Sklavenhändler ihn von dort beobachtete, aber der Strand war menschenleer.

Wieder und wieder holte er aus. Mit jedem Schlag arbeitete sich die Axt weiter durch das Seil und durchtrennte die einzelnen Fasern. Kevin fürchtete, dass das Ende des Seils zurückschnellen und ihm das Bein brechen könnte. Darum stand er so weit wie möglich entfernt, als er zum letzten Schlag ausholte. Wommm! Ein Ende peitschte über das Deck, während sich das andere durch das Loch in der Bordwand schlängelte und ins Meer fiel.

Die Dayspring war frei!

Kevin griff nach dem leeren Fass und befestigte ein herabhängendes Seil an seiner Taille. Jetzt war nur die Frage, von welcher Seite des Schiffes er springen sollte. Auf keinen Fall durfte er zwischen das Schiff und das Riff gelangen! Aber auch nach dem Aufprall wäre kein guter Zeitpunkt. Die im Wasser umherwirbelnden Planken und Holzbalken könnten sehr gefährlich für ihn werden.

Aber es blieb ihm keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Er musste sofort handeln. Halt suchend klammerte er sich in der Takelage fest, kletterte auf die der Insel zugewandte



Reling, umschlang das kleine Fass, holte noch einmal tief Luft – und sprang!

Platsch!

Das Fass wurde ihm beim Aufprall aus den Armen gerissen und schwamm an der Wasseroberfläche, während ihn sein Gewicht nach unten riss. Es war sehr klug von ihm gewesen, sich das Seil um die Taille zu binden. Er hielt die Luft an und zog sich hoch. Das Fass drehte sich, als er danach griff und ließ ihn wieder untertauchen. Er kam wieder hoch und versuchte es erneut. Panik ergriff ihn! Seine Schwimmhilfe hielt ihn nicht über Wasser. Das Fass drehte sich erneut, als er versuchte, sich hinaufzuziehen; wieder ging er unter.

Als er hustend und prustend wieder an die Oberfläche kam, musste er erst einen Moment nach Luft schnappen, ehe er einen neuen Versuch startete. Da stellte er plötzlich fest, dass das Fass lediglich seinen Kopf über Wasser hielt; sobald er jedoch versuchte, oben drauf zu klettern, drehte es sich und er tauchte unter. Der Trick war, sich an den Stricken unten festzuhalten; wenn er nämlich unten zog, konnte sich das Fass nicht drehen.

Es brauchte zwar noch etwas Übung, denn das Fass hatte die Neigung, ständig über ihm zu schwimmen, während er mit dem Kopf untertauchte, aber schließlich hatte er den Bogen raus.

Er blickte sich um. Wo war das Schiff? Der Wind hatte es erfasst und trieb es auf das Riff zu. Gut! Er musste versuchen, so weit wie möglich vom Schiff wegzukommen, wenn er nicht zwischen die Wrackteile geraten wollte. Er versuchte, über das Riff zu ge-

langen. In einiger Entfernung schienen die Wellen über die Korallen hinwegzurollen, anstatt sich an ihnen zu brechen. Dort musste das Wasser demnach tiefer und sicherer sein.

Kevin wusste, dass man zum Schwimmen mit den Beinen strampeln musste, also versuchte er es, und obwohl er nur langsam vorankam, gelang es ihm, die sichere Stelle im Riff zu erreichen. Und dann hörte er ein lautes Krachen. Er blickte über die Schulter zurück und sah, wie die Dayspring auf das Riff prallte. Genau wie er vermutet hatte, wurde ihr Rumpf von den Wellen immer wieder auf die scharfkantigen Korallen geschleudert.

Für einen Moment fürchtete Kevin, dass eine große Welle das Schiff über das Riff hinweg in ruhigeres Wasser heben könnte. Dann wären alle seine Pläne zunichte gemacht. Die Händler würden den Schaden einfach beheben und das Schiff dann wieder auf die offene See hinausbringen. Aber dann wurde es von der nächsten Welle heftig auf das Riff geworfen und neigte sich deutlich zur Seite. Er hörte es krachen und knallen, als sich die Planken lösten. Nachdem die Welle über das Schiff hinweggerollt war und es sich wieder aufgerichtet hatte, konnte Kevin deutlich sehen, dass Wasser eindrang und es zu sinken begann.

Die nachfolgenden Wellen vergrößerten das Loch im Rumpf immer mehr, bis von dem stolzen Schiff nur noch ein Haufen Planken, Takelage und die Masten übrig waren, die wild durcheinander wirbelten.

Kevin spürte, wie ihn eine Welle höher als gewöhnlich anhub. Er hatte das Riff erreicht. Er konnte sich noch gut an den Schmerz durch die scharfen Koral-



len erinnern, so dass er seine Beine anzog. Einen Augenblick später befand er sich mitten auf dem schäumenden Wellenkamm und konnte einen Blick in die Lagune werfen. Dann wurde er mitgerissen.

Fest an sein Fass geklammert wurde er an den Strand gespült.

Kevin versteckte sich im dichten Unterholz der Insel und war der Verzweiflung nahe. Seit fünf Tagen grübelte er über sein Schicksal. Würde McNeil ihn finden? Oder die Kannibalen? Würde er verhungern? Da erblickte er aus seinem Versteck heraus ein großes britisches Kriegsschiff, das gerade draußen vor dem Riff den Anker hinabließ. Eine knappe Stunde später ruderte der Kapitän mit zehn Männern auf den Strand zu. Alle Vorsicht außer Acht lassend kroch

Kevin aus seinem Versteck hervor, rannte den Strand hinunter und rief um Hilfe.

Es war nicht einfach irgendein Kapitän, der mit dem Beiboot an Land gerudert war, sondern Sir William Wiseman, Flottenadmiral der HMS Curacoa, einem Kriegsschiff, das die Inselgruppe der Neuen Hybriden nach den Betrügern McNeil und Williams, sowie ihrem Schiff absuchte.

Der Admiral runzelte die Stirn, als Kevin ihm alles berichtete. »Das ist ja eine schöne Geschichte, Junge. Wenn ich richtig verstanden habe, hast du ihr Schiff ganz allein versenkt?«

»Ja, Sir. Aber die Dayspring gehörte eigentlich gar nicht den Sklavenhändlern. Tatsächlich war es mein ...« Kevin hielt inne, als er bemerkte, wie unwahrscheinlich die Behauptung klang, dass er Besitzer eines Schiffes gewesen war. »Seht, dort am Strand liegt noch das Beiboot der Dayspring, und dort – die Wrackteile am Strand. Ist das nicht genug Beweis für meine Geschichte?«

»Schon möglich.«

»Aber McNeil und einige seiner Männer sind noch immer hier auf der Insel. Ich hatte Angst, dass sie mich finden würden. Sie konnten nicht entkommen; es war auch kein anderes Schiff da.«

Der Admiral musterte Kevin mit scharfen Augen. »Leutnant, durchsuchen Sie die Insel. Nehmen Sie diesen McNeil und seine Männer gefangen, aber beeilen Sie sich.«

Zwei Stunden später standen ein zerknirschter McNeil und vier seiner Männer dem Admiral in Ketten

gegenüber. Der Sklavenhändler war erstaunt, Kevin zu sehen, doch dann füllten sich seine Augen mit Hass. Er hat wohl gedacht, dass ich zusammen mit der Dayspring untergegangen wäre, erkannte Kevin.

»Gut, junger Mann«, sagte der britische Offizier, während die Soldaten die Gefangenen zum Schiff brachten, »es sieht so aus, als ob du uns die Wahrheit gesagt hast. Deine Zeugenaussage vor Gericht wird dabei helfen, dass diesen Halunken nun endlich das Handwerk gelegt wird. Sie werden weder dir noch den Eingeborenen jemals wieder in die Quere kommen.«

Als Kevin über die Reling der HMS Curacoa kletterte, die ihn den kurzen Weg nach Anatom bringen sollte, weiteten sich seine Augen vor Erstaunen. Das Kriegsschiff war riesig im Vergleich zur Dayspring.

Als das große Schiff in der Bucht vor der Insel, auf der sich das Hauptquartier der Mission befand, vor Anker ging, sah Kevin ein anderes Schiff, das bereits geankert hatte. Es hatte drei Masten und war etwas größer als die Dayspring. Kevin hatte das Schiff nie zuvor gesehen. An seinem Bug prangte der Name Paragon. Er war überrascht, John Paton und einige der anderen Missionare von den verschiedenen Inseln am Strand zu entdecken, die herbeigeeilt waren, um die Besucher zu begrüßen. Sie hielten gerade wieder ihr jährliches Treffen ab. Kapitän Fraser und Mr. Samson waren auch da. Aber das würde ja bedeuten ... die Paragon war das neue ...?

»Kevin Gilmore! Ich bin so froh, dich zu sehen!«, rief John Paton, während er Kevins Hand schüttelte. »Wir haben dich schon verloren geglaubt. Niemand wusste, was mit dir war.«

Kevin lächelte und nickte seinen alten Freunden zu, dann wollte er sich heimlich davonestehlen. Wenn die Missionare erfuhren, was er mit der Dayspring gemacht hatte, wären sie sicher böse auf ihn.

»Nicht so eilig, junger Mann.« Der Admiral hielt ihn an der Schulter und wandte sich dann an die versammelten Missionare. »Sollte es Ihnen vielleicht entgangen sein, dann lassen Sie mich sagen, dass dieser junge Mann hier Ihr Schiff davor bewahrt hat, weiter im Dienste der Sklavenhändler zu segeln. Wir haben McNeil und seine Männer unter Arrest; und Williams werden wir auch bald haben. Sie wären jetzt schon über alle Berge, wenn dieser tapfere Bursche hier nicht die Dayspring in der mutigsten Aktion, von der ich je gehört habe, versenkt hätte. Es wäre mir eine Ehre, ihn unter meinem Kommando zu haben.«

Kapitän Fraser klappte vor Schreck die Kinnlade herunter. »Du hast die Dayspring versenkt?«

Aber als er die ganze Geschichte gehört hatte, trat er vor und schüttelte Kevins Hand. John Paton schloss ihn fest in die Arme. »Kevin, nachdem wir gehört hatten, was die Händler mit der Dayspring machten, haben wir Tag und Nacht unter Tränen gebetet, dass Gott dem ein Ende setzen möge. Du warst die Antwort auf unsere Gebete. Es ist besser, dass unser schönes Schiff mit den weißen Segeln nun nicht mehr da ist, als dass es für so einen schändlichen Dienst missbraucht wird. Danke, mein Junge!« Der Missionar blickte Kevin tief in die Augen. »Übrigens, das klingt, als ob du deine Quelle des Mutes gefunden hast.«

Da konnte Kevin nur mit dem Kopf nicken und zu Boden blicken.

»Oh«, meinte der Admiral, »ich habe noch weitere Neuigkeiten. Ihre Missionsgesellschaft in Australien ließ verlauten, dass die Paragon« – er zeigte auf den Dreimaster in der Bucht – »die Kapitän Fraser gemietet hat, um Ihre Leute hierher zu bringen, gekauft wurde, um die Dayspring zu ersetzen. Des Weiteren wurde ihr Name offiziell in Dayspring II geändert und registriert, damit sie jeder als das wahre Missionsschiff erkennen kann.«

Während alle die gute Neuigkeit feierten, tippte Kapitän Fraser Kevin auf die Schulter. »Hättest du nicht Lust, auf der Dayspring II anzuheuern? Natürlich nicht als Kabinenjunge. Wie wäre es, als richtiger Matrose auf Gottes Missionsschiff zu den Inseln zu fahren?«

Kevin grinste. Dankbarkeit durchströmte sein ganzes Sein und ließ ihn kein Wort hervorbringen. Er hatte seinen Sinn des Lebens gefunden. Und nun wusste er, dass Gott ihn bewahren würde, bis ›seine Zeit‹ gekommen wäre. Wer weiß, vielleicht ... vielleicht würde er eines Tages Kapitän eines Schiffes sein, das für die Missionare unterwegs war.

Mehr über John G. Paton

John Paton verließ vorzeitig die Schule, weil ihm ein grausamer Schulmeister dort das Leben zur Qual machte. Aber er wusste sich von Gott zum Missionar berufen, so dass er zu Hause weiter lernte.

1824 wurde er in Dumfries, Schottland, geboren und wuchs in einem guten, christlichen Elternhaus auf. Mit zwölf Jahren hatte er genug gespart, um sich sechs Wochen Privatunterricht leisten zu können. Er arbeitete sich weiter durch seine Schullaufbahn, ging zur Universität, studierte Theologie und Medizin. Im Alter von vierunddreißig Jahren wurde er von der schottischen Kirche ins Priesteramt berufen und als Missionar in die Südseeinseln gesandt.

Am fünften November 1858 erreichten John und seine Frau Mary Ann die Insel Tanna, die zu den Neuen Hybriden gehört, einer Gruppe von achtzig Inseln, jetzt bekannt als Vanuatu, die etwa tausendfünfhundert Meilen nordöstlich von Australien liegen.

Andere Missionare hatten bereits eine solide Arbeit auf Anatom, einer Insel im Süden der Neuen Hybriden, aufgebaut. Einige der Eingeborenen, die Christen geworden waren, begleiteten die Patons nach Tanna, einer Insel im Norden der Inselgruppe. Zuerst fühlten sich die Missionare den kriegerischen Kannibalen auf Tanna nicht gewachsen. Dann wurde ihnen bewusst, dass die Christen auf Anatom vor ein paar Jahren genauso wild gewesen waren.

Die Eingeborenen auf Tanna verehrten und fürchteten zahlreiche Götzen und hatten keine Vorstellung von einem liebenden Gott. Hexen und Zauberer in jedem Dorf sprachen Flüche und Verwünschungen aus und beanspruchten die Kontrolle über Leben und Tod. Sie wiegelten ihre Leute auf, um die Missionare fortzujagen.

Die Kriege zwischen den Stämmen nahmen zu; manch schlimme Kämpfe spielten sich unmittelbar vor dem Haus der Patons ab.

Drei Monate nach der Ankunft auf Tanna brachte Mary Ann Paton ihren Sohn Peter zur Welt, aber sie bekam Fieber und verstarb am dritten März. Ihr kleiner Junge erkrankte auch und starb drei Wochen später. Paton war von dieser Tragödie so getroffen, dass er es sehr schwer fand, seine Arbeit fortzusetzen, aber Gott half ihm wieder auf.

Nicht lange danach sandten weiße Händler, die die Missionare hassten, weil sie die Eingeborenen davon zurückhielten, Rum und Musketen zu kaufen, absichtlich drei kranke Matrosen zu den Eingeborenen, um sie mit Masern anzustecken, mit dem Wissen, dass die Medizinmänner den Patons die Schuld dafür geben würden. Die Epidemie raffte ein Drittel der Menschen dahin; die Überlebenden dachten an Rache.

Zwei Häuptlinge beschützten Paton eine Zeit lang, aber das schürte die Auseinandersetzungen zwischen den Stämmen nur noch mehr. Aber bald musste Paton, beschützt von einem der Häuptlinge, um sein Leben rennen, nur um am nächsten Tag von demselben Stamm verfolgt zu werden. Er wäre mit

Sicherheit getötet und wahrscheinlich auch aufgefressen worden, wenn ihn nicht ein vorbeikommendes Schiff gerettet hätte.

Er war weniger als vier Jahre auf Tanna.

Danach verbrachte er fast zwei Jahre damit, in australischen und schottischen Kirchen zu predigen und die nötigen finanziellen Mittel aufzubringen und noch mehr Missionare anzuwerben. John Paton heiratete Margaret Whitecross, eine der neu angeworbenen Missionare, und kehrte mit ihr zu den Inseln zurück.

Ein Ziel von Paton war, ein Schiff zu bauen, das dem Dienst an den Missionaren der Südseeinseln gewidmet war. Sie benötigten eine zuverlässige Unterstützung, regelmäßige Versorgung und gelegentlich – so wie Paton es erlebt hatte – Rettung. Des Weiteren war er unzufrieden, für diesen Dienst von der unvorhersehbaren Ankunft der Handelsschiffe abhängig zu sein. Und außerdem: warum sollte man diese Besuche von den skrupellosen Händlern mit ihren unmoralischen und ausnutzenden Besatzungsmitgliedern noch fördern?

Durch den Verkauf von ›Anteilen‹ im Wert von wenigen Cent an tausende von Sonntagschulkindern und Erwachsene in Australien und Schottland brachte John Paton das nötige Geld zusammen. Es war ein großer Erfolg: die Dayspring wurde in Nova Scotia gebaut. 1865 brachte sie Paton, seine neue Frau, ihren kleinen Sohn und einige Missionare zu den Südseeinseln. 1873 wurde die Dayspring von einem Orkan verwüstet; danach wurde sie von französischen Sklavenhändlern geborgen und für kurze

Zeit benutzt. Das missfiel Paton außerordentlich, denn die Eingeborenen waren geneigt, das Schiff willkommen zu heißen, nicht ahnend, dass die Händler an Bord sie zu Sklaven machen wollten. Ein zweiter Sturm zerstörte sie für immer. Später versorgte eine Dayspring II und dann eine Dayspring III die Missionare der Inseln.

Nachdem er zu den Inseln zurückgekehrt war, wollte John Paton sich gerne wieder auf Tanna niederlassen, aber die Missionsgesellschaft schickte die Patons nach Aniwa, ein paar Meilen weiter östlich. Der Aberglaube auf Aniwa war ebenso gottlos, aber weil die Insel kleiner war, gab es weniger Krieg und Kannibalismus. Nachdem die Patons die Sprache gelernt hatten, gewannen sie langsam das Vertrauen der Leute und waren in der Lage, zu predigen – und beinahe jeder auf der Insel bekehrte sich!

In seinen späteren Jahren war Paton viel und oft im Namen der Mission unterwegs, kehrte aber immer wieder heim nach Aniwa, bis sein hohes Alter und allerlei Krankheiten ihn dazu zwangen, die Insel 1904 endgültig zu verlassen. Obwohl er sehr traurig war zu gehen, war er zufrieden, dass die Inselbewohner nun in Frieden lebten und treu zu Gott hielten.

Er starb am 28. Januar 1907.



John Paton

Missionar unter Südseekannibalen

Hardcover

248 Seiten

Best.-Nr. 255.311

Patons Autobiographie, die bereits zu den Klassikern unter den Missionsberichten zählt, ist nun als Neuauflage endlich wieder lieferbar.

Als Pioniermissionar unter den Kannibalen der »Neuen Hebriden« hat Paton (1824 – 1907) unglaubliche Abenteuer erlebt und die Durchhilfe Gottes in vielen lebensbedrohlichen Situationen erfahren, bis Gott nach vielen Enttäuschungen und Jahren harter Arbeit eine Erweckung schenkte.

Die Erfahrungen seines Lebens mit Gott und die Sichtweise von Mission aus der Perspektive des erfahrenen Missionars sind auch nach hundert Jahren noch aktuell.

**Die Paton-Biographie für
Jugendliche und Erwachsene!**



Dave und Neta Jackson

Glaubenshelden

Hardcover

240 Seiten

Best.-Nr. 255.355

»Vorbilder gesucht!« Diesen stummen Schrei scheint man bei genauem Hinhören von vielen Kindern und Jugendlichen zu vernehmen.

Sie suchen nach Orientierung und Maßstäben, nach Werten, für die es sich zu leben und zu sterben lohnt, nach Menschen, die glaubwürdig sind.

In diesem Buch werden charakteristische Eigenschaften wie Geduld, Treue, Mut, Disziplin, Vertrauen, Dankbarkeit u. a. bekannter und weniger bekannter Männer und Frauen wie z. B. William Tyndale, David Livingstone, Eric Lidell, Gladys Aylward und Amy Carmichael vorgestellt. Lebensbilder von »Glaubenshelden« für Kinder erzählt, die Mut machen, ein Leben mit Gott zu wagen, ein Buch zum Lesen und Vorlesen. – JM 6-12



Dave und Neta Jackson

**Heimatlos –
Gladys Aylward**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.445

Die sechsjährige Mei-En schrie vor Angst!

Die Zigeunerin, in deren Besitz sie sich befand, wollte sie gerade an eine fremde Frau verkaufen.

Die Zeiten waren hart in den Bergregionen von China.

Man schrieb das Jahr 1934 und Waisen wurden oft für wenige Pfennige verkauft. Aber Fremde wurden von den Chinesen als »Teufel« betrachtet.

Daher war sich Mei-En sicher, dass die kleine Frau in chinesischer Kleidung sie offenbar zum Abendbrot verspeisen wollte!

Doch die neue Besitzerin von Mei-En war die leidenschaftliche und angesehene Missionarin Gladys Aylward.



Dave und Neta Jackson

**Verrat im Gefängnis –
John Bunyan**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.446

Man schreibt das Jahr 1660 und London ist ein gefährliches Pflaster – das muss auch der zwölfjährige Richard Winslow erfahren, als sein Vater des Verrats beschuldigt wird und in den Tower muss. Aus Sorge um die Sicherheit der restlichen Familie flüchten Richards Mutter und seine Schwestern nach Schottland. Richard entschließt sich jedoch zum Bleiben, falls sein Vater ihn braucht.

Aber in London zu bleiben, wäre zu riskant. Also macht sich Richard auf den Weg ins nahe Bedford, wo sein Onkel Gefängniswärter ist.

Während er für seinen Onkel arbeitet, schließt Richard unerwartet Freundschaft – mit einem Gefangenen namens John Bunyan, der unter Lebensgefahr eine aufrüttelnde Botschaft verbreitet. Richard möchte diesem mutigen Mann gerne helfen, fürchtet sich aber vor den Folgen, die es für ihn – und für seinen Vater – haben könnte.

Er will seinen Vater befreien – aber ist er auch bereit, den schrecklichen Preis dafür zu zahlen?